

2. Ein konfrontativer Forschungsansatz

Um vermeintlich offensichtliche Vorstellungen wie die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu konfrontieren – um also mit etwas Glück ›hinter‹ oder auch ›zwischen‹ sie blicken und gegebenenfalls Alternativen entdecken zu können – ist es notwendig, vom vermeintlich Offensichtlichen abweichende Einsichten und Erfahrungen *aktiv zuzulassen*. Der Soziologe Jo Reichertz vergleicht eine solche Vorgehensweise mit Bemühungen darum, vom (Erkenntnis-)Blitz getroffen zu werden. Der Blitzschlag lässt sich zwar nie erzwingen, aber die Wahrscheinlichkeit eines Treffers kann durch bestimmte Verhaltensweisen enorm gesteigert werden:

»Denn auch der ›Blitz‹ kommt nicht völlig unerwartet. [...] Man kann im Gewitter entgegen dem Reim der Volksweisheit die Eichen suchen und vor den Buchen weichen oder gar die Spitze des Kirchturms aufsuchen. Durch keine dieser Maßnahmen kann ganz *sichergestellt* werden, dass der Blitz kommt und trifft, aber die *Möglichkeit* ist doch sehr viel größer als bei jemandem, der nur die strahlende Sonne liebt, sich bei Gewitter stets im Keller aufhält und, falls er doch einmal in das Unwetter muss, die Nähe von Blitzableitern sucht. Kurz: sollte Erkenntnis tatsächlich etwas mit Zufällen zu tun haben, dann kann man dem Zufall eine Chance geben oder sie ihm verweigern.« (Reichertz 2003: 79-80; Hervorhebungen im Original)

Im Forschungsprozess habe ich mich grob an diesen Empfehlungen zur Blitzschlagsuche orientiert und, um im Bild zu bleiben, mein Bestes getan, nicht im Keller zu hocken. Die besondere Herausforderung bestand allerdings noch dazu darin, abweichende Einsichten und Erfahrungen dann auch tatsächlich als solche zu erkennen und nicht im entscheidenden Moment gewohnheitsmäßig an der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung festzuhalten. Trotz der einleitend dargestellten Zweifel an ihrer Aussagekraft und Treffsicherheit war ich durch jahrelanges Studieren der Peacebuilding-Literatur nämlich auch selbst ein gutes Stück weit daran gewöhnt (und bin nach wie vor nicht ganz davon befreit), in Kategorien von ›zentralen Konfliktlinien‹, von ›Tätern und Opfern‹ oder eben entlang der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu denken. Im Forschungsprozess ging es also keinesfalls nur darum, eine längst ausgefeilte Kritik an lösungsverstrickten und nur vermeintlich

offensichtlichen Vorstellungen nur noch zu illustrieren; stattdessen musste ich auf Konfrontationskurs zu den eigenen Denk- und Vorstellungsgrenzen gehen.

In diesem Kapitel schildere und begründe ich meine Vorgehensweise im konfrontativen Forschungsprozess und zeige parallel dazu und darin eingebettet die Intuitionen und Annahmen auf, die der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ihre eindeutig aufteilende Form und – vor allem auch dank dieser Eindeutigkeit – ihre intuitive Plausibilität verleihen; die also gewissermaßen das Geheimnis ihres Erfolgs ausmachen. In einem ersten Schritt wird erläutert, welche Kriterien ich für die Fallauswahl angelegt habe und wie ich entlang dieser sehr breit angelegten Kriterien (grundsätzlich wäre nämlich jeder ›echte‹ Nachkriegskontext für die Untersuchung geeignet gewesen, siehe 2.1) zur Auswahl von Sierra Leone gelangt bin. Als nächstes gehe ich ausführlich auf die intuitiven und annahmebasierten Grundlagen der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie ein, deren Plausibilität und gleichzeitige Schwachstellen ich dabei beispielhaft mit Blick auf Sierra Leone aufzeige. Im Anschluss daran komme ich zum zweiten Teil der Fallauswahl, der mich nach Bo Town geführt hat: Nachdem Sierra Leone als quasi ›übergeordneter‹ Fall für die Untersuchung ausgewählt war, habe ich innerhalb von Sierra Leone noch eine weitere Fallauswahl getroffen, um die geographische Reichweite der Feldforschung so von vornherein zu beschränken. Statt zu versuchen, Sierra Leone in wenigen Monaten möglichst weiträumig ›abzudecken‹, erschien es sinnvoller, möglichst lange an einem Ort zu bleiben, um nicht nur Interviews führen, sondern auch dauerhaftere Kontakte knüpfen und so zumindest ein Stück weit am alltäglichen Leben meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner teilnehmen zu können. Über solche Teilnahme sollten möglichst vielfältige Gelegenheiten für ein Aufmerksamwerden auf von der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie abweichende Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen zugelassen werden. Oder anders formuliert: Dem Blitz sollten möglichst vielfältige Gelegenheiten zum Einschlag geboten werden. Als Ausschnitt für die Feldforschung habe ich den Bo Distrikt im Süden von Sierra Leone ausgewählt, wobei ich dann letztlich den Großteil der Zeit in Bo Town verbracht habe; wie diese Auswahl getroffen wurde und wie es zu dem Fokus auf Bo Town kam, erläutere ich weiter unten dann ausführlich (siehe 2.2). Im Anschluss daran wird die Vorgehensweise bei der Planung und Durchführung der Feldforschung geschildert und begründet, bevor ich dann zu einem chronologischen Gesamtüberblick über die einzelnen Teilarbeitsschritte des Forschungsprozesses komme, von denen jeder einzelne darauf ausgerichtet war, zur Beantwortung mindestens einer der beiden zentralen Fragen der vorliegenden Arbeit beizutragen: Was für unfriedliche Beziehungen – zwischen wem? worum geht es? – lassen sich auf Basis des gesammelten empirischen Materials und in konfrontativem Abgleich mit der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie empirisch definieren? Und: Können diese empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen theoretisch konsistent und empirisch plausibel als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstanden werden, die vom Krieg übrig bleiben?

Im Rahmen des Überblicks über die einzelnen Teilarbeitsschritte gehe ich dann auch auf meine Theorieauswahl ein, die sich erst aus der speziellen Funktion erschließt, welche die Sozialtheorie Pierre Bourdieus im Forschungsprozess erfüllen sollte – und glücklicherweise auch erfüllen konnte. Zum Abschluss dieses Kapitels gebe ich dann einen kurzen Ausblick auf den inhaltlichen Aufbau der Arbeit, also darauf, welche Inhalte in welchen nachfolgenden Kapiteln zu erwarten sind.

Bevor ich als nächstes mit den Erläuterungen zum ersten Teil der Fallauswahl starte, ist noch ein kurzer Hinweis zu den verschiedenen und zugleich oft auch ineinandergreifenden Perspektiven nötig, aus denen Darstellungen und Begründungen meiner Vorgehensweise und Darstellungen zu den Grundlagen der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie hier jeweils verfasst sind: In den Darstellungen und Begründungen meiner Vorgehensweise habe ich darauf geachtet, die ursprünglichen Absichten, die ich bei der Planung einzelner Teilarbeitsschritte je im Sinn gehabt hatte, möglichst ›originalgetreu‹ – wenn auch präzisiert und um Umsetzungserfahrungen ergänzt – wiederzugeben. Dies ist mir nicht schwer gefallen, da ich insgesamt recht konsequent der Vorgehensweise gefolgt bin, die ich schon ganz zu Beginn des Forschungsprozesses in Exposés (zur Bewerbung um Promotionsstipendien) formuliert und begründet hatte. Für meine Darstellungen der intuitiven und annahmebasierten Grundlagen der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie sieht es etwas anders aus: Obwohl ich mir von Anfang an ›irgendwie‹ über die Existenz dieser intuitiven und annahmebasierten Grundlagen bewusst war, habe ich sie erst spät im Forschungsprozess systematisch ausformulieren können. Bei ihrer Darstellung und bei Darstellungen dazu, wie ich im Forschungsprozess mit ihnen umgegangen bin, handelt es sich somit eher um rückblickende Aufbereitungen meiner eigenen Gedanken, in denen ich diese bewusst ›verbessert‹ – nämlich systematischer und expliziter als sie es tatsächlich waren – schildere. Ich habe solche Verbesserungen nicht vorgenommen, um mich selbst in möglichst schlaues Licht zu rücken, sondern um die Lesbarkeit und Verständlichkeit meiner Darstellungen zu gewährleisten. Zwar wäre es im Sinne größtmöglicher Transparenz ideal, den Forschungsprozess samt allen Vagheiten und Wirrungen abzubilden. In mehreren Versuchen, möglichst nah an dieses Ideal heranzuschreiben, habe ich es jedoch schlicht nicht fertiggebracht, zugleich einen halbwegs sichtbaren roten Faden beizubehalten, der nachvollziehbar und verständlich zu den erarbeiteten Forschungsergebnissen hinführen würde. Ich habe mich hier deshalb letztlich für einen Kompromiss entschieden, in dem Leserinnen und Lesern dann doch einiges an Vagheiten und Wirrungen erspart bleibt.

2.1 SIERRA LEONE UND DIE EXKOMBATTANTEN/ ZIVILBEVÖLKERUNG-TRENNLINIE: EIN TYPISCHER FALL

Die aus meinen Praktikumserfahrungen in Mostar entstandene Ausgangsidee zu einer nicht von vornherein lösungsfixierten, sondern konfrontativ angelegten

Analyse unfriedlicher Beziehungen nach kriegerischer Gewalt gab keine strengen Fallauswahlkriterien vor. Vielmehr wäre jeder ›echte‹ Nachkriegskontext für eine solche Untersuchung geeignet gewesen. Ich habe mich bei der Fallauswahl deshalb lediglich an zwei Ausschlusskriterien orientiert, von denen das erste einen speziell für mich besonders schwierigen Nachkriegskontext aussortiert hat, während das zweite mich dazu anhielt, unbedingt darauf zu achten, tatsächlich einen ›echten‹ Nachkriegskontext auszuwählen.

Das erste Ausschlusskriterium bestand darin, dass für mich von vornherein feststand, dass ich für die vorliegende Arbeit nicht erneut in und zu Bosnien und Herzegowina forschen wollte, mit dessen Kriegs- und Peacebuilding-Geschichte ich mich bereits lange und intensiv beschäftigt hatte. Auf der einen Seite wäre es zwar zeitökonomisch naheliegend gewesen, bei Bosnien und Herzegowina zu bleiben; schließlich kannte ich mich mit dem Fall bereits aus. Auf der anderen und gewichtigeren Seite sprach aber gerade diese Vertrautheit gegen Bosnien und Herzegowina. Ich erwartete, dass es mir an einem unvertrauten und für mich ›frischen‹ Fall leichter fallen würde, vermeintlich offensichtliche Vorstellungen zu konfrontieren, die sich dann vielleicht noch nicht ganz und gar durchdringend in meine Gedankengänge eingepägt haben würden. In und für Bosnien und Herzegowina hätte ich die Vorstellung ethnisch definierter und nach Kriegsende vertieft fortbestehender ›zentraler Konfliktlinien‹ konfrontieren müssen – und beim bloßen Gedanken daran verließ mich jede Konfrontationsenergie. Stattdessen zog es mich in meinen Fallauswahlüberlegungen von vornherein nach Westafrika, vor allem nach Sierra Leone und Liberia; beide assoziierte ich mit der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie, deren Konfrontation ich mir eher zutraute.

Abbildung 1: Sierra Leone im regionalen Kontext



Das zweite Ausschlusskriterium bestand darin, dass für die Untersuchung nur ›echte‹ Nachkriegskontexte in Frage kamen. Denn wo trotz formal geschlossener Friedensabkommen weiterhin kriegerische Gewalt herrscht, würde es ganz und gar keinen Sinn machen, empirisches Material für die Definition unfriedlicher Beziehungen zu sammeln, um dann zu untersuchen, ob diese sich als *vom Krieg übrigbleibende* Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstehen lassen. Dieses zweite Kriterium schloss auch solche Kontexte aus, in denen »Nachkriegsgewalt« (Zinecker 2006) von kriegerischen Ausmaßen herrscht, die nur nicht mehr kriegerisch, sondern kriminell genannt wird (vgl. etwa Kynoch 2005; Zinecker 2006; Muggah/Krause 2009). Solche »Nachkriegsgewalt« prägt das Leben der Betroffenen und Beteiligten vermutlich meist nicht weniger, wenn auch womöglich noch anders, als dies zu Zeiten der Fall war, die für den jeweiligen Kontext noch Krieg genannt wurden. Heidrun Zinecker (2006) schreibt mit Blick auf Guatemala beispielsweise:

»Anders als im Krieg [offiziell bis 1996, Anm. A.M.], wo es, um nicht mit Gewalt konfrontiert zu werden, hilfreich war, keine Konfliktzonen zu betreten und sich nicht politisch zu positionieren, hilft in Guatemala heute selbst solcherart Vorsicht kaum. Gewalt hat in Guatemala weder Ort noch Zeit – sie ereilt ihre Opfer nachts, aber auch tags, in der Hauptstadt wie in der Provinz, in den Armenvierteln und vor den noblen Hotels.« (Zinecker 2006: 1)

Ich habe bei der Fallauswahl also überhaupt nur solche Kontexte in Erwägung gezogen, für die bereits mit Beginn der Planung und Vorbereitung der Feldforschung ab Anfang 2008 in den je auf sie spezialisierten Forschungszirkeln uneingeschränkt die Auffassung bestand, dass in ihnen weder immer noch kriegerische Gewalt noch kriminelle »Nachkriegsgewalt« von kriegerischen Ausmaßen herrschte. Dies traf keinesfalls nur, aber eben auch auf Sierra Leone und Liberia zu – auf die beiden Nachkriegskontexte, die mich ohnehin von vornherein interessiert hatten. Den Ausschlag für Sierra Leone gab dann, dass das Land Anfang 2008 als noch deutlich stabiler als Liberia galt, so dass ich mit Sierra Leone ein noch vergleichsweise höheres Maß an (gefühlter) Planungssicherheit für die Feldforschung hatte. Letztlich haben beide Länder auch seit meiner Feldforschung im Frühjahr 2009 keinen ›Rückfall‹ in kriegerische Gewalt erlebt.

Während ich dies schreibe, liegt das offizielle Kriegsende in Sierra Leone, das in etwa auch das tatsächliche Ende kriegerischer Gewalt in allen Landesteilen markiert, bereits gut elf Jahre zurück. Das Kriegsende wurde am 18. Januar 2002 von dem damaligen sierra-leonischen Präsident Ahmad Tejan Kabbah erklärt, dessen Regierung 1996 unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gewählt worden war (vgl. Kandeh 1998). Die *war don don* Erklärung (auf Krio: der Krieg ist vorbei) des Präsidenten folgte unmittelbar auf den offiziellen Abschluss der Entwaffnungs- und Demobilisierungskomponenten des DDR-Programms für Sierra Leone, die in den Jahren 2000 und 2001 im Rahmen der bis dahin größten militärischen Interventionsmission in der Geschichte der UN durchgeführt worden wa-

ren (vgl. Keen 2005: 287; Gberie 2005: 164ff.). Die letzten UN-Peacekeeping-Truppen haben Sierra Leone dann bereits Ende 2005 wieder verlassen, ohne dass dies neue kriegerische Gewalt nach sich gezogen hätte. Seit Kriegsende wurden unter internationaler Beobachtung zudem bereits dreimal nationale Parlaments- und Präsidentschaftswahlen (2002, 2007 und 2012) abgehalten, die überwiegend als relativ friedlich und fair bewertet worden sind (vgl. Kandeh 2003; 2008; Radeke 2009; vgl. kritisch Christensen/Utas 2008).¹ Neben andauernden und allmählich aber abebbenden Bemühungen, die kriegerische Gewalt der 1990er und frühen 2000er Jahre aufzuarbeiten und zu verstehen, werden für Sierra Leone deshalb längst ›klassische‹ Nachkriegsthemen erforscht – insbesondere die Umsetzung und Wirksamkeit von Peacebuilding-Maßnahmen. Hierzu gehören in Sierra Leone neben dem DDR-Programm und finanzieller und technischer Unterstützung bei der Abhaltung von Wahlen außerdem intensive Bemühungen um den Wiederaufbau und die gleichzeitige Reform des staatlichen Sicherheitssektors sowie eine Wahrheits- und Versöhnungskommission und ein gemischt national-international besetzter Sondergerichtshof, der speziell zur Ahndung von Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Sierra Leone eingesetzt worden ist.²

2.1.1 Die intuitive Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien

Mit Sierra Leone habe ich einen für die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie typischen Fall ausgewählt, dessen ›typischer Charakter‹ vor allem an einer Unterlassung im analytischen Umgang mit Sierra Leone zutage tritt, die Sierra Leone mit anderen typischen Fälle gemeinsam hat. Diese Unterlassung besteht darin, dass für Sierra Leone und ›ähnliche‹ Nachkriegskontexte abseits der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie meist gar nicht erst nach Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen gefragt wird. Stattdessen wird in zahlreichen Studien nach den Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung gefragt und beispielsweise untersucht, ob und inwieweit Peacebuilding-Maßnahmen zur gesellschaftlichen Reintegration von Exkombattanten beigetragen haben – oder nicht.³ Der Wert solcher Studien soll hier keinesfalls

1 | Während ich dies schreibe, liegen die im November 2012 abgehaltenen Parlaments- und Präsidentschaftswahlen erst ein gutes halbes Jahr zurück. Zu ihnen stehen zwar noch keine detaillierten Analysen zur Verfügung, Beobachtungen und Einschätzungen gibt es aber in Form von Blogbeiträgen von Maya Christensen (2012a) und Mimi Söderberg Kovacs (2012), die während der Wahlen und während des vorausgehenden Wahlkampfes in Sierra Leone geforscht haben.

2 | Vgl. etwa Evenson (2004), Humphreys/Weinstein (2004; 2007; 2009), Mazurana/Carlson (2004), Hayner (2007), Shaw (2007), Bendix/St Stanley (2008), Kandeh (2008), Albrecht/Jackson (2009), Krogstad (2012).

3 | Vgl. etwa Shepler (2002), McKay/Mazurana (2004), Shaw (2007; 2010), Peters (2007), Humphreys/Weinstein (2007; 2009), Stovel (2008), Boersch-Supan (2009).

›heruntergeschrieben‹ werden, zumal ich die in ihnen erarbeiteten Einsichten in dieser Arbeit noch an vielen Stellen heranziehe. Aus konfrontativer Perspektive ist nur eben auffällig, dass die Faktizität der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie in solchen Studien als gegeben vorausgesetzt wird, obwohl es dafür keine empirische Grundlage gibt. Auf Basis aktueller Forschungsstände lässt sich mit einiger Sicherheit lediglich als bekannt konstatieren, dass es in vielen Nachkriegskontexten gewaltbereite, aber oft auch friedfertige Exkombattanten gibt, und dass ihnen von Zivilistinnen und Zivilisten häufig – aber auch wiederum nicht immer und überall ausnahmslos – mit Misstrauen und Furcht begegnet wird (vgl. ähnlich Blattman/Annan 2009).

In Ermangelung einer empirischen Grundlage vermute ich, dass die gefühlte Faktizität der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie maßgeblich von einer Uneindeutigkeit-einebnenden Intuition getragen wird, die mit dem wissenschaftlichen Anspruch korrespondiert, Komplexität zu reduzieren und Klarheit zu schaffen – und die ich nicht zuletzt auch an mir selbst beobachtet und für konfrontationsbedürftig befunden habe. Von spontanen Gedankensprüngen in Worte übertragen würde diese Intuition in etwa besagen, dass Nachkriegskontexte in jedem Fall zumindest einigermaßen treffsicher und aussagekräftig entlang eindeutiger Trennlinien aufteilbar sein müssen; wenn nicht entlang ›zentraler Konfliktlinien‹, dann eben entlang einer Trennlinie zwischen ›Tätern und Opfern‹ beziehungsweise entlang der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie. Ohne eine solche Aufteilbarkeit entlang eindeutiger Trennlinien wäre es dieser Intuition zufolge gar nicht möglich, Nachkriegskontexte überhaupt sinnvoll zu erschließen – weil ein sinnvolles Erschließen nun einmal eindeutige Aufteilbarkeit voraussetzt. Aus dieser Zirkelschlusslogik ergibt sich die intuitive Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien.

Zu dieser Interpretation der gefühlten Faktizität der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie passt, dass die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie vor allem mit Blick auf solche Nachkriegskontexte für offensichtlich plausibel gehalten wird, in denen kriegerische Gewalt direkt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet worden ist, ohne dass sich in dieser Gewalt zugleich politisch, ethnisch und/oder religiös definierte ›zentrale Konfliktlinien‹ ausmachen lassen – so dass die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie als einzig eindeutige Alternative übrig bleibt. Ähnlich deutlich wie für Sierra Leone ist dies beispielsweise für Nord-Uganda der Fall, wo die ehemaligen Kämpferinnen und Kämpfer der *Lord's Resistance Army* ganz überwiegend derselben ethnischen Gruppe angehören wie die Zivilistinnen und Zivilisten, gegen die ihre Gewalttaten gerichtet waren (vgl. Finnström 2006b; Baines 2009). Auch für Sierra Leones Nachbarland Liberia, wo ethnisch definierte Konfliktlinien im Kriegsverlauf drastisch an seitenaufteilender Bedeutung verloren haben (vgl. Reno 2007), wird in erster Linie davon ausgegangen, dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung bestehen (vgl. Jennings 2007b; Pugel 2009); und Ähnliches ist beispielsweise auch für den Ost-Kongo der Fall, der trotz formal

geschlossener Friedensabkommen allerdings definitiv kein Nachkriegskontext ist (vgl. Mobekk 2009; Vlassenroot/Raeymaekers 2009; Autesserre 2012).

Im Folgenden zeige ich in einem knapp gehaltenen Überblick auf, inwiefern die kriegerische Gewalt in Sierra Leone sich einer Deutung entlang politisch, ethnisch und/oder religiös definierter ›zentraler Konfliktlinien‹ entzieht und so – gemäß der intuitiven Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien – die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie nahelegt. Die Ereignisse und Prozesse, die ich dabei im Folgenden nur kurz anreißer, werden in Kapitel 5 noch ausführlich vertieft.

Als Dauer des in Sierra Leone meist *rebel war* genannten Krieges werden in aller Regel knapp elf Jahre – von März 1991 bis Januar 2002 – angegeben, wobei der Krieg sich zu Beginn der 1990er Jahre nahezu ausschließlich im Süden und Osten des Landes abgespielt hat. Der Norden und Westen waren erst ab Mitte der 1990er Jahre unmittelbar von kriegerischer Gewalt betroffen (vgl. etwa Smith/Gambette/Longley 2004). Bei einer Gesamtbevölkerungszahl von etwa fünf Millionen Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern forderte der Krieg niedrigen Schätzungen zufolge insgesamt 50.000 und hohen Schätzungen zufolge bis zu 200.000 Todesopfer (vgl. Keen 2005: 1). Zudem wurde im Verlauf des Krieges etwa die Hälfte der sierra-leonischen Bevölkerung von ihren Vorkriegswohnorten vertrieben oder verschleppt. Zentrale ›Zufluchtsorte‹, die tatsächlich kaum verlässlichen Schutz, geschweige denn eine zuverlässige Versorgung mit dem Lebensnotwendigsten boten, waren die größeren Städte und internen Flüchtlingslager in Sierra Leone⁴ sowie Flüchtlingslager jenseits der Landesgrenzen, insbesondere in Guinea (vgl. Norwegian Refugee Council 2003: 6; Keen 2005: 178-192; Andrews Gale 2006: 70). Dies sind, in aller Kürze zusammengefasst, die zentralen Eckdaten des *rebel war*, der sich einer Deutung entlang ›zentraler Konfliktlinien‹ recht deutlich entzieht. Eine solche Deutung würde nämlich keinesfalls nur voraussetzen, dass Konflikte während des Krieges präsent und von Bedeutung waren – was ganz ohne Frage der Fall war. Vielmehr würde es in einer solchen Deutung sogar in erster Linie um kraftvoll strukturierende Effekte gehen, die nur solche Konflikte auszeichnen, die ›zentrale Konfliktlinien‹ hervorbringen (auch hier zeichnet sich wieder ein Zirkelschluss ab). ›Zentralen Konfliktlinien‹ wird eine seitenaufteilende Kraft zugeschrieben, die Kriegsparteien und/oder ›Täter und Opfer‹ voneinander separiert und so seitenaufteilend ›Ordnung schafft‹. Akteure, Motive und Handlungslogiken sollen sich dann über die jeweilige Seitenzugehörigkeit erschließen lassen:

»Civil wars are typically described as binary conflicts, classified and understood on the basis of what is perceived to be their overarching issue dimension or cleavage: we thus

4 | In sierra-leonischen Flüchtlingslagern kamen sowohl *Internally Displaced Persons* (IDPs) – also sierra-leonische Flüchtlinge, die keine staatliche Grenze überquert hatten – als auch Flüchtlinge aus dem Nachbarland Liberia unter. Wenn ich im Weiteren von Flüchtlingen und Vertriebenen schreibe, sind meist und in erster Linie IDPs gemeint, die in Sierra Leone die mit Abstand größte Flüchtlingsgruppe ausmachten (vgl. Norwegian Refugee Council 2003).

speak of ideological, ethnic, religious, or class wars. Likewise, we label political actors in ethnic civil wars as ethnic actors, the violence of ethnic wars as ethnic violence, and so on.« (Kalyvas 2003: 476)

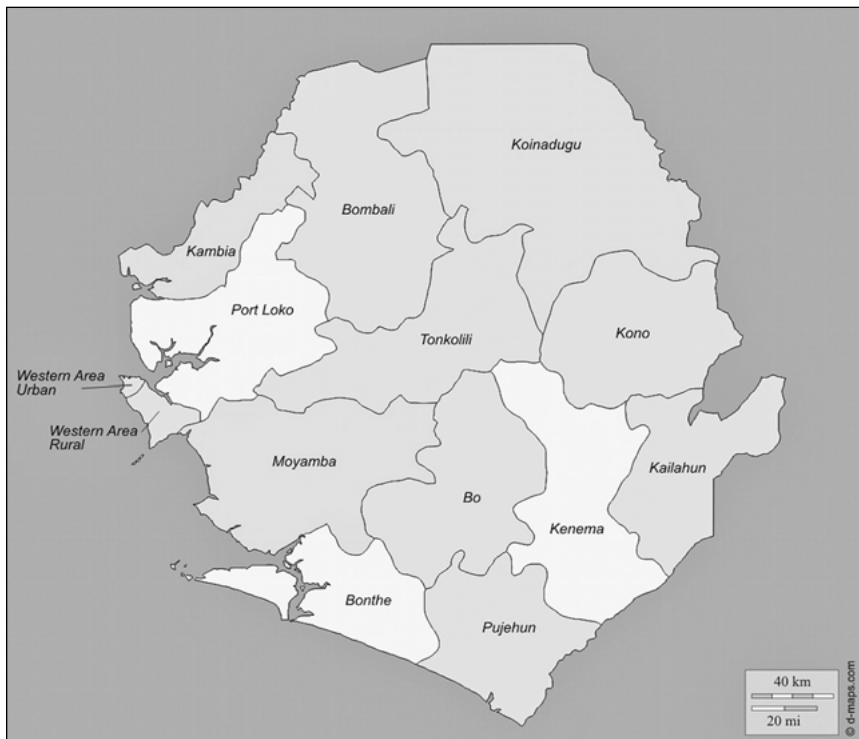
Derart ›Ordnung schaffende‹ politisch, ethnisch und/oder religiös definierte ›zentrale Konfliktlinien‹ lassen sich für den *rebel war* selbst mit viel gutem Willen nicht ausmachen. Ich gehe ihre Abwesenheit im Folgenden der Reihe nach durch.

In einem seitenaufteilenden Sinn lässt sich die kriegerische Gewalt in Sierra Leone nicht auch nur ansatzweise überzeugend über eine politisch definierte ›zentrale Konfliktlinie‹ erschließen – und das, obwohl die Führungsriege der *Revolutionary United Front* (RUF), die den Krieg im März 1991 mit einem von Liberia aus vorbereiteten Einmarsch in den Süden und Südosten Sierra Leones begann, ein klares politisches Feindbild propagierte. Das zentrale Ziel der RUF sollte erklärtermaßen darin bestehen, das in weiten Teilen der sierra-leonischen Bevölkerung unbeliebte und als repressiv und ausbeuterisch erlebte Einparteienregime des *All People's Congress* (APC) zu beenden, um so einen Umbruch hin zu einer gerechteren Gesellschaftsordnung zu ermöglichen. Die Glaubwürdigkeit dieses Ziels wurde jedoch schon bald nach Kriegsbeginn dadurch untergraben, dass RUF-Kommandoeinheiten Gewalt direkt gegen die ›einfache‹ Zivilbevölkerung richteten, in deren Namen und zu deren Wohl sie angeblich agierten (vgl. Richards 1996: 4ff.; Keen 2005: 36ff.). Hinzu kam, dass die *Sierra Leone Army* (SLA), die zunächst noch von dem unbeliebten APC-Regime und ab 1992, nach einem erfolgreichen Militärputsch, von einer Militärregierung gegen die RUF in den Kampf geschickt wurde, zu weiten Teilen bald völlig losgelöst von ihren offiziellen Kommandostrukturen agierte. Abtrünnige SLA-Einheiten verübten Gewalttaten, die von denen der RUF bald kaum mehr unterscheidbar waren. Ebenso wie RUF-Einheiten führten sie Überfälle aus, bei denen getötet, geplündert und vergewaltigt wurde und in deren Zuge insbesondere Kinder und Jugendliche zwangsrekrutiert wurden (vgl. Shepler 2002: 4ff.; 2004: 13ff.; Keen 2005: 92ff.). Zudem knüpften abtrünnige SLA-Einheiten freundliche Kontakte zu ihren RUF-›Gegnern‹, und zuweilen scheinen Überfallaktionen sogar untereinander koordiniert worden zu sein. Nach einem im Frühjahr 1997 von abtrünnigen SLA-Einheiten ausgeführten Putsch gegen die zwischenzeitlich gewählte Regierung unter Führung von Präsident Kabbah luden die Putschisten die RUF-Führung sogar zur Bildung einer gemeinsamen Militärregierung ein; diese Militärregierung, der *Armed Forces Revolutionary Council* (AFRC), blieb danach zehn Monate an der Macht (vgl. Gberie 2005: 99ff.; Keen 2005: 193ff.).

Dieses ohnehin schon ›unordentliche‹ Bild wird noch weiter dadurch verkompliziert, dass im Kriegsverlauf auch Selbstverteidigungsmilizen Gewalt gegen Zivilistinnen und Zivilisten gerichtet haben – obwohl ihre erklärte Mission eigentlich darin bestehen sollte, die Zivilbevölkerung vor RUF- und SLA-Übergriffen zu schützen (vgl. etwa Keen 2005: 276-280; Humphreys/Weinstein 2006: 436). Diese Selbstverteidigungsmilizen waren ab den frühen 1990er Jahren dezentral in

verschiedenen Landesteilen formiert worden, bevor sie im Jahr 1996 von der Kabah-Regierung unter der Bezeichnung *Civil Defense Forces* (CDF) offiziell zusammengeführt und dem Verteidigungsministerium unterstellt wurden. Innerhalb der CDF machten die von Angehörigen der ethnischen Gruppe der Mende dominierten *Kamajors* die mit Abstand größte Miliz aus, die zuvor im Mende-dominierten Süden und Südosten Sierra Leones formiert worden war – in den Landesteilen, in denen der *rebel war* sich in den ersten Kriegsjahren nahezu exklusiv abspielte (vgl. Muana 1997; Ferme/Hoffman 2004; Hoffman 2007; 2011a). Ebenfalls von 1991 an unmittelbar von kriegischer Gewalt betroffen war außerdem nur noch der diamantenreiche Kono Distrikt im Osten von Sierra Leone, in dem sämtliche bewaffnete Gruppen um die Kontrolle der Diamantenabbaugebiete konkurrierten – oder sich zum Zweck einer möglichst ungestörten Ausbeutung der Diamantenabbaugebiete miteinander arrangierten (vgl. Keen 2005: 112ff.; Hoffman 2011a: 118). Weite Teile des Temne-dominierten Nordens und Westen blieben hingegen bis Mitte der 1990er Jahre vom Krieg unberührt; für die Hauptstadt Freetown war dies sogar bis 1997 der Fall (vgl. etwa Smith/Gambette/Longley 2004).

Abbildung 2: Sierra-leonische Distrikte



An dieser Stelle ist zunächst ein kurzer Überblick über die ethno-linguistische und religiöse Diversität der sierra-leonischen Bevölkerung nötig: In Sierra Leone leben die Angehörigen mindestens 17 verschiedener ethno-linguistischer Gruppen, die in Sierra Leone in Übernahme der kolonialen Terminologie *tribes* genannt werden.⁵ Allein auf zwei dieser mindestens 17 verschiedenen ethno-linguistischen Gruppen – die ich der Kürze halber im Weiteren nur ›ethnische Gruppen‹ nenne – entfallen allerdings zu etwa gleichen Anteilen bereits ca. 60 Prozent der sierra-leonischen Bevölkerung: zum einen auf die im Norden und Westen zahlenmäßig dominante ethnische Gruppe der Temne und zum anderen auf die im Süden und Südosten zahlenmäßig dominante ethnische Gruppe der Mende.⁶ Temne und Mende sind neben der gruppenübergreifend gesprochenen Verkehrssprache Krio (einem Englisch-orientierten Kreol) entsprechend auch die am meisten gesprochenen Sprachen in Sierra Leone. Die sierra-leonische Amtssprache Englisch – ein Vermächtnis der britischen Kolonialzeit – ist im Alltag hingegen nicht gebräuchlich. Englisch wird in aller Regel erst in der Schule gelernt und wird entsprechend nur von den etwa 40 Prozent der Bevölkerung mehr oder weniger fließend beherrscht, die mindestens ein paar Jahre formaler Grundschulbildung durchlaufen haben und zumindest ein wenig lesen und schreiben können (vgl. Statistics Sierra Leone 2006: 194). Noch zusätzlich zu dieser ethno-linguistischen Diversität herrscht in Sierra Leone auch religiöse Diversität, die sich quer durch die verschiedenen ethnischen Gruppen hindurchzieht. Temne und Mende und ebenso auch die meisten anderen ethnischen Gruppen sind religiös-heterogen, unter ihren Angehörigen sind jeweils sowohl Muslime als auch Christen. Diese vielfältigen Diversitäten spiegeln sich ungehindert im sierra-leonischen Alltag. Sowohl hinsichtlich der Religion als auch der ethnischen Zuge-

5 | Zudem leben laut aktueller Schätzung eines libanesischen Botschaftsangehörigen etwa 4000 libanesische Familien in Sierra Leone – wobei er allerdings nicht angab, wie viele Mitglieder jeweils eine ›Familie‹ ausmachen (vgl. Sierra Express Media/ohne Autorenangabe 2013). Die libanesische Diaspora in Sierra Leone wird von alteingesessenen Händlern und Geschäftsleuten dominiert, deren Familien zum Teil bereits seit dem späten 19. Jahrhundert in Sierra Leone leben (vgl. Kaniki 1973; Beydoun 2013); viele von ihnen sind geschäftlich insbesondere im Diamantenexport aktiv (vgl. Reno 1995: 141ff.).

6 | Diese Prozentangabe habe ich der Homepage des *United Nations Integrated Peacebuilding Office in Sierra Leone* (UNIPSIL) entnommen, auf der aber leider keine weiterführenden Quellenangaben zu finden sind (vgl. UNIPSIL 2012). Meines Wissens gibt es seit dem Ende der britischen Kolonialherrschaft keine statistischen Erhebungen zu ethnischen Zugehörigkeiten in Sierra Leone; und die kolonialzeitlichen Erhebungen waren auf Freetown beschränkt (vgl. Banton [1957] 1969). Die Vorstellung, dass mindestens 60 Prozent der Bevölkerung allein von Temne- und Mende-Leuten ausgemacht werden, stimmt aber in jedem Fall mit dem überein, was meiner Erfahrung nach auch Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner über die Verteilung ethnischer Zugehörigkeiten in Sierra Leone denken.

hörigkeit gemischte Ehen und ein insgesamt gemischtes Zusammenleben sind insbesondere in den Städten alltägliche Normalität.

Während religiöse Konflikte dabei nahezu unbekannt sind, verlaufen die nationalen parteipolitischen Konfliktlinien bereits seit dem Ende der britischen Kolonialherrschaft (im Jahr 1961) tendenziell zwischen ethnischen beziehungsweise ethno-regionalen Lagern: zwischen dem APC, der seine Machtbasis im Temnedominierten Norden und Westen hat (wobei der APC aber auch dort in der Vorkriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit zumindest zeitweilig an Rückhalt verloren hatte, vgl. Kande 1998: 98; 2003: 198-199) und der *Sierra Leone People's Party* (SLPP), der Partei des Mende-dominierten Südens und Südostens, die unter dem APC-Einparteienregime der Vorkriegszeit dreizehn Jahre lang verboten gewesen war und bei den 1996 unter Bedingungen kriegerischer Gewalt abgehaltenen Wahlen ihren ersten nationalen Wahlerfolg seit 1962 erzielte (vgl. Clapham 1976: 13ff.; Kande 1998: 101ff.). Allerdings sind die Anhängerschaften von APC und SLPP keineswegs jeweils ethnisch homogen; schon allein deshalb nicht, weil auch die Angehörigen zahlenmäßig kleinerer Gruppen – etwa Krio⁷, Sherbro, Kissi, Kuranko, Limba, Kono, Soso, Fula und Mandingo – meist entweder APC oder SLPP wählen. Zwar gibt es neben APC und SLPP auch noch kleinere Parteien, diese sind aber nicht auf Interessen spezialisiert, die sich speziell den Angehörigen kleinerer ethnischer Gruppen zuordnen lassen würden. Angehörige der ethnischen Gruppe der Limba, die im Norden und Westen ihre stärkste Präsenz haben, gelten beispielsweise als APC-affin, während die Angehörigen kleinerer Gruppen, die vor allem im Süden und Südosten vertreten sind, etwa Kissi und Sherbro, eher zur SLPP tendieren. Die Einwohner des diamantenreichen Kono Distrikts, in dem die Kono die größte ethnische Gruppe stellen, sind hingegen als Wechselwähler bekannt, die mal mehrheitlich für die eine und mal für die andere große Partei stimmen. Während sie in den 2007er Parlaments- und Präsidentschaftswahlen beispielsweise noch mehrheitlich für die SLPP gestimmt hatten, lag in den 2012er Wahlen der APC im Kono Distrikt deutlich vorne (vgl. Kande 2008: 619; Awoko/ohne Autorenangabe 2012). Noch komplexer wird das

7 | Krio gelten als die historischen Urheber der sierra-leonischen Verkehrssprache Krio und verstehen sich als Nachfahren der freigelassenen und befreiten Sklaven, die im Zuge der Abolitionismus-Bewegung und nach der offiziellen Abschaffung des Sklavenhandels im britischen Empire auf dem Gebiet des heutigen Freetown angesiedelt wurden (vgl. Cohen 1981: 19ff.; Kande 1992: 85ff.; Knörr 2007: 12-13). Freetown (beziehungsweise die Province of Freedom) war im Jahr 1789 von britischen Sklaverei-Kritikern explizit als Siedlungsraum für ehemalige Slaven gegründet worden und wurde 1808 in den Status einer Kronkolonie erhoben. Die heutigen sierra-leonischen Distrikte (alle Gebiete abseits der Hauptstadt und ihrer unmittelbaren ländlichen Umgebung, der Western Area) verblieben hingegen im Status eines britischen Protektoratsgebiets, das im Modus indirekter Herrschaft – über loyale *paramount chiefs* – regiert wurde (vgl. Kande 1992: 83ff.; Fanthorpe 2001: 379ff.; Shaw 2002: 37; Kargbo 2006: 38ff.).

Bild dadurch, dass ethnische Zugehörigkeiten in Sierra Leone oft recht flexibel gehandhabt werden. Ein anschauliches Beispiel hierfür liefert der APC-Gründer und in der Vorkriegszeit langjährig in Einparteienherrschaft regierende Präsident Siaka Stevens: Stevens hatte Ende der 1950er Jahre, in der letzten Regierung unter kolonialer Aufsicht, einen SLPP-Ministerposten inne und wurde zu dieser Zeit als aus-dem-Süden-kommend behandelt. Er war im Süden Sierra Leones geboren und aufgewachsen und seine Mutter gehörte der ethnischen Gruppe der Vai an. Erst in den frühen 1960er Jahren – nun als Vorsitzender einer Partei, deren Machtbasis im Norden und Westen lag – knüpfte Stevens an seine väterlicherseits verfügbaren nördlichen Wurzeln an und betonte seine väterlicherseits ›vererbte‹ Limba-Ethnizität (vgl. Clapham 1976: 24).

Trotz dieser durchaus konfliktreichen Gemengelage lässt sich für den *rebel war* keine ethnisch definierte ›zentrale Konfliktlinie‹ ausmachen, die auch nur halbwegs überzeugen könnte (von einer religiös definierten ›zentralen Konfliktlinie‹ ganz zu schweigen). Zwar kursierten unter den Mende in den ersten Kriegsjahren zuweilen Gerüchte, die *rebel* Gewalt sei gezielt gegen ihre ethnische Gruppe gerichtet (vgl. Keen 2005: 99-100); allerdings waren sowohl die RUF als auch die SLA ethnisch gemischt besetzt und da RUF-Kommandoeinheiten Anfang der 1990er Jahre vor allem in Mende-dominierten Distrikten (zwangs-) rekrutierten, waren gerade in den ersten Kriegsjahren wohl sogar die meisten RUF-Angehörigen selbst Mende-Leute (vgl. etwa Humphreys/Weinstein 2004: 18). Mit der räumlichen Ausbreitung des Krieges nach Norden und Westen, die ab Mitte der 1990er Jahre einsetzte, verloren die Gerüchte dann noch im Kriegsverlauf an Plausibilität. Und obwohl auch die Mende-dominierten *Kamajors*/CDF⁸ immer wieder beschuldigt wurden, ›ethnische Gewalt‹ auszuüben, ist an ihrer Gewaltausübung kein entsprechendes Muster erkennbar, im Gegenteil: *Kamajor*/CDF-Einheiten scheinen sogar vor allem im Süden und Südosten, also in Mende-dominierten Distrikten, Gewalt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet zu haben (vgl. etwa Humphreys/Weinstein 2006: 436). Eine wissenschaftliche Deutung des Krieges entlang ethnisch definierter ›zentraler Konfliktlinien‹ ist meines Wissens nie auch nur versucht worden.

2.1.2 Die zentrale Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen

Während die Abwesenheit ›zentraler Konfliktlinien‹ über die intuitive Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien nahelegt, dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen entlang der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie verlaufen, liefert die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen, die ich im

8 | Die Kombinationsbezeichnung *Kamajors*/CDF soll dem Umstand Rechnung tragen, dass die *Kamajors* innerhalb der CDF die mit Abstand meisten Kämpfer stellten (vgl. etwa Hoffman 2007; 2011a). Ich gehe hierauf in Kapitel 5 noch ausführlich ein, siehe 5.1.5 und 5.1.7.

Folgenden aufzeige und erläutere, hierzu sowohl eine passende Herleitung als auch eine passende Handlungsanleitung: Die Annahme liefert eine Vorstellung davon, wie die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zustande kommt und wie mit ihr umgegangen werden muss, um dauerhaften Frieden zu ermöglichen. Neben der intuitiven Plausibilität eindeutig aufteilender Trennlinien stellt sie eine weitere konfrontationsbedürftige Grundlage der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie dar.

Sowohl in Peacebuilding-fokussierter Forschung als auch in der Peacebuilding-Praxis wird für Exkombattanten – und dabei vor allem für männliche ehemalige Kämpfer – erwartet, dass sie aufgrund ihrer Kriegserfahrungen in vielen Fällen traumatisiert und pathologisch aggressiv sind und/oder dass es ihnen nach jahrelanger Gewalttätigkeit an Fähigkeiten, Vorstellungskraft und Willen mangelt, sich nach Kriegsende eine gewaltlose Existenz aufzubauen. Während ehemaligen Kämpferinnen eher gewaltferne Reintegrationsschwierigkeiten attestiert werden, gelten ehemalige Kämpfer als richtiggehend gefährlich. Sie neigen demnach zu gewalttätigem Verhalten in ihren Familien und sonstigen sozialen Gemeinschaften und dazu, ihren Lebensunterhalt mit Gewaltkriminalität zu bestreiten und sich gegebenenfalls wieder in bewaffnete Gruppen rekrutieren zu lassen. Eine entsprechende Problemvorstellung aus dem UN-Handbuch für DDR-Programme lautet folgendermaßen:

»Ex-combatants, especially when they are young, may have become a ›lost generation‹, having been deprived of education, employment and training during the conflict period, suffering war trauma, becoming addicted to alcohol and drugs, and dependent on weapons and violence as the only means to make their way in the world. Male ex-combatants may engage in anti-social behaviour within their families and communities, contributing to an increase in economic and social – especially sexual – violence. Female ex-combatants and women who were associated with fighting forces, whether voluntarily or by force, may find reintegration difficult due to their being stigmatized for what they have done during the conflict, their inability to readapt to ›traditional‹ roles in society and their own changed expectations. Children, some of whom may have become parents in the chaos of wartime, may find themselves abandoned, rejected, incapable of making a living and caring for themselves, and ignorant of the community's cultural practices. They, and those in their care, may be easily re-recruited into a next phase of armed conflict, a conflict in a neighbouring country or criminal gangs.« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: 3)

Um solche andauernden Gewaltpotentiale unter Kontrolle zu bringen, werden DDR-Programme durchgeführt, die Kämpfer (und zumindest grundsätzlich auch Kämpferinnen) entwaffnen, sie aus ihren Kommandoeinheiten herauslösen und ihnen Zugang zu Maßnahmen und Leistungen verschaffen sollen, für die erwartet wird, dass sie Gewaltbereitschaften zunächst einhegen und mittelfristig, im Zuge einer effektiven Reintegration, idealerweise zu ihrer Überwindung

beitragen können.⁹ Solche Maßnahmen und Leistungen bestehen in aller Regel zunächst darin, dass Exkombattanten in Entwaffnungs- und Demobilisierungszentren im Anschluss an ihre DDR-Registrierung ein Mindestmaß an Gesundheitsversorgung und eine bescheidene Starthilfe für die Nachkriegszeit erhalten. In Sierra Leone bestand diese Starthilfe für Erwachsene (über 18-Jährige) aus einer einmaligen Zahlung von knapp einhundert Euro (damals ca. 300.000 Leones), einer Decke, einem Wassereimer, eventuell einem Paar Sandalen und einem Stück Seife (vgl. Hoffman 2003: 296; 2005: 332). Für Kinder und Jugendliche war vorgesehen, dass sie in speziellen Auffanglagern medizinisch versorgt und dann im besten Fall zu ihren Familien zurückgeführt werden sollten (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 18). Darüber hinaus wird registrierten Exkombattanten im Rahmen von DDR-Programmen meist die Möglichkeit gegeben, sich für weitere Unterstützungsleistungen anzumelden, die ihre Reintegration fördern sollen. In Sierra Leone wurden ihnen wahlweise etwa Saatgut, Werkzeuge, Zugang zum Militär (als besoldete Soldaten) oder Zugang zu Ausbildungsprogrammen oder auch Schulgeld in Aussicht gestellt, wobei die Unterstützungsleistungen allerdings oft hinter den in sie gesetzten Hoffnungen zurückblieben. Obwohl die Reintegrationskomponente theoretisch als ganz besonders zentral für eine nachhaltige Gewaltkontrolle angesehen wird, war sie der am unsichersten und spärlichsten finanzierte Teil des DDR-Programms, weshalb viele die versprochenen Unterstützungsleistungen erst gar nicht erhielten (vgl. Humphreys/Weinstein 2004: 33; Keen 2005: 275, 287-288); und selbst diejenigen, die die versprochenen Unterstützungsleistungen erhielten, wurden durch sie überwiegend nicht dauerhaft bessergestellt. Nach durchlaufenen Berufsausbildungsprogrammen blieben sie arbeitslos und die Zahlung von Schulgeld wurde nach einem Jahr wieder eingestellt (vgl. etwa Peeters u.a. 2009: 98ff.; Coulter 2009: 186ff.).¹⁰

9 | Zudem sollen DDR-Programme idealerweise im Kontext umfassender Sicherheitssektorreformen stattfinden, die das staatliche Gewaltmonopol stärken oder überhaupt (wieder-)herstellen und staatlichen Akteuren so Machtmittel an die Hand geben, um hartnäckig andauernde Gewaltbereitschaften gegebenenfalls mit staatlicher Gewalt – oder ihrer Androhung – unter Kontrolle halten zu können (vgl. etwa Albrecht/Jackson 2009; Sedra 2010; Krogstad 2012).

10 | Die Enttäuschung über diese Unterstützung wirkt lange nach. Während meiner Feldforschung traf ich beispielsweise auf einen ehemaligen Kämpfer, der sich nach Kriegsende für die Schulgeldoption entschieden hatte und der nach wie vor voller Enttäuschung über die gebotene Unterstützung war, die, wie er mir erklärte, gar keine »richtige« Unterstützung (»a real something«) gewesen war: »They asked us if we wanted to join the military, or if we wanted to learn a trade or go back to school ... yes. I decided to go back to school. But I thought it would be a real something ... like they would support me until I reached university level. But no, the school fees they paid for us were only for two terms.« (Interview mit Vandy, 01.05.2009)

Für Zivilistinnen und Zivilisten wird entlang der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie hingegen erwartet, dass ihre Kriegserfahrungen zur Folge haben, dass sie Exkombattanten dauerhaft ablehnen und fürchten. DDR-Programme sollen in dieser Situation auch dazu beitragen, eine Basis für Versöhnung zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung zu schaffen (vgl. Patel 2009). In dem UN-Handbuch für DDR-Programme heißt es hierzu:

»DDR can help create an environment that encourages national dialogue and reconciliation, and supports local capacities to manage the interactions and relations between receiving communities and ex-combatants. Where armed forces or groups preyed on communities, creating mistrust, fear and resentment and the possibility of reprisals or retributions against returning ex-combatants, DDR processes can lay a firm basis for reconciliation to begin.« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: 9)

In einer Zusammenschau der beiden Auszüge aus dem UN-Handbuch wird nun die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen erkennbar, die die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie mit einer passenden Herleitung – quasi mit einer Hintergrundgeschichte – und zugleich mit einer Handlungsanleitung ausstattet. Dieser Annahme zufolge machen insbesondere männliche Kämpfer (einerseits) und Zivilistinnen und Zivilisten (andererseits) unter Bedingungen kriegerischer Gewalt radikal unterschiedliche, aber in jedem Fall prägende Erfahrungen, aus denen auf der einen Seite dauerhafte Gewaltbereitschaften (ehemalige Kämpfer) und auf der anderen Seite dauerhafte Gewalterwartungen (Zivilbevölkerung) resultieren, die es in Nachkriegskontexten über DDR-Programme und Versöhnungsmaßnahmen zu bearbeiten gilt. Allerdings: Am Beispiel des *rebel war* in Sierra Leone lässt sich schon mit einem flüchtigen Blick auf die verfügbare Sekundärliteratur und DDR-Statistiken aufzeigen, dass sich die Erfahrungshintergründe von Exkombattanten und Zivilistinnen und Zivilisten kaum so radikal voneinander unterscheiden können, wie es in der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen vorgesehen ist. Während des Krieges haben nämlich auch Kämpfer Gewalt erlebt und erlitten – und zwar nicht nur in kriegerischen Gefechten und somit in ihrer Eigenschaft als Kämpfer, sondern gerade auch *bevor* sie überhaupt Kämpfer wurden. Diese Erfahrungshintergründe lassen sich besonders deutlich an dem Wachstum der bewaffneten Gruppen in Sierra Leone veranschaulichen, das überhaupt erst unter Bedingungen kriegerischer Gewalt einsetzte: Die RUF zählte zu Beginn des Krieges vermutlich gerade einmal 100, den höchsten Schätzungen zufolge 300 Kämpfer (vgl. Richards 1996: 5; Gberie 2005: 60); die SLA verfügte über höchstens 3000 Soldaten, die Hälfte davon Reservisten (vgl. Reno 2001: 149; Keen 2005: 83); und die Selbstverteidigungsmilizen existierten noch gar nicht. Demgegenüber waren zum Kriegsende im Jahr 2002 mehr als 70.000 Exkombattanten DDR-registriert worden. Der größte Anteil entfiel mit rund 37.000 Registrierten auf die *Kamajors*/CDF, gefolgt von rund 24.000 registrierten ehemaligen RUF-Angehörigen und zusammen-

genommen rund 9.000 registrierten ehemaligen Angehörigen regierungstreuer und abtrünniger SLA-Einheiten (vgl. etwa Humphreys/Weinstein 2004: 13; 2009: 52; McKay/Mazurana 2004: 99).¹¹ Und damit noch nicht genug: Manchen Schätzungen zufolge machen diese Registrierten womöglich nur die Hälfte derjenigen aus, die im Kriegsverlauf über längere oder kürzere Zeiträume in bewaffneten Kommandoeinheiten gelebt und mehr oder weniger regelmäßig Gewalt ausgeübt haben. Solche Schätzungen sind in ihrer Höhe zwar hochgradig spekulativ, dabei aber insofern grundsätzlich begründet, als viele Angehörige bewaffneter Gruppen offenbar erst gar keinen Zugang zum DDR-Programm hatten (vgl. Richards/Bah/Vincent 2004: 37; Mazurana/Carlson 2004: 12; MacKenzie 2009: 245).

Um Zugang zum DDR-Programm zu erhalten, mussten DDR-Anwärterinnen und -Anwärter eine halbautomatische Waffe (üblicherweise ein AK47 Sturmgewehr) oder zumindest die entsprechende Munition vorzeigen und abgeben. Sie mussten also zunächst über das notwendige Material verfügen, um sich ent Waffen lassen zu können (vgl. Hoffman 2003: 303; Mazurana/Carlson 2004: 18). Wer keine Waffe oder wenigstens Munition zur Verfügung hatte und sich somit nicht als Angehörige/r bewaffneter Gruppen ›ausweisen‹ konnte, wurde nicht zum DDR-Programm zugelassen und entsprechend auch nicht registriert. An dieser ›Ausweispflicht‹ scheiterten vor allem diejenigen, die in ihren Kommandoeinheiten einen relativ niedrigen Status hatten; und dies traf besonders häufig auf Frauen und sowohl auf weibliche als auch auf männliche Kinder und Jugendliche zu. Sie haben in Interviews und Umfragen, die in der frühen Nachkriegszeit durchgeführt wurden, vielfach übereinstimmend davon berichtet, dass sie in ihren Kommandoeinheiten bei der Ausgabe von Waffen und Munition für die DDR-Registrierung systematisch übergangen worden waren. Dies war möglich, weil Waffen und Munition in den Kommandoeinheiten nicht als Eigentum einzelner Kämpferinnen und Kämpfer angesehen, sondern von Kommandeuren verwaltet und nach ihrem Gutdünken verteilt wurden (vgl. etwa Hoffman 2003; Mazurana/Carlson; 2004; Coulter 2009; MacKenzie 2009). Insgesamt wurden über das DDR-Programm nur rund 4.800 Frauen (die meisten von ihnen RUF-Angehörige) und rund 6.800 überwiegend männliche Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren als Exkombattanten erfasst (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 2) –

11 | Hinzu kamen noch rund 3000 ›Andere‹, die keine Angaben zu ihrer Gruppenzugehörigkeit gemacht haben oder deren Angaben es den Registrierenden nicht ermöglichten, sie einer der bewaffneten Gruppen in Sierra Leone eindeutig zuzuordnen (vgl. Humphreys/Weinstein 2009: 52). Die Registrierungszahlen, die ich hier grob gerundet wiedergebe, weichen in der Sekundärliteratur oft leicht voneinander ab. Ich verweise für die DDR-Registrierungszahlen hier auf Sekundärliteratur und nicht direkt auf die offiziellen DDR-Statistiken der UN, weil letztere auf den Internetseiten der UN leider seit 2012 nicht mehr öffentlich zur Verfügung gestellt werden; die DDR-Internetseiten sind im Laufe des Jahres 2012 offenbar generalüberholt und dabei neu gestaltet und inhaltlich deutlich verschlankt worden (vgl. UN DDR 2013).

wobei zugleich völlig außer Zweifel steht, dass Frauen und sowohl männliche als auch weibliche Kinder und Jugendliche in den Kommandoeinheiten aller bewaffneten Gruppen zahlreich präsent waren. Sie wurden nicht nur als Kämpferinnen und Kämpfer, sondern vor allem auch als ›häusliche‹ Arbeitskräfte (zuständig für Wasserhohlen, Kochen, Waschen etc.) eingesetzt (vgl. etwa Shepler 2004: 13ff.; Mazurana/Carlsson 2004: 12ff.; Coulter 2009: 100ff.).

Mit Blick auf männliche Kinder und Jugendliche ist allerdings nicht auszuschließen, dass viele (beziehungsweise mehr als vermutet) womöglich doch – allerdings ›falsch deklariert‹ – Zugang zum DDR-Programm erhielten und in der Gesamtmenge der DDR-registrierten männlichen Exkombattanten somit womöglich doch schon mitenthalten sind. Dies würde bedeuten, dass die DDR-Registrierungszahlen zumindest nicht in den drastischen Ausmaßen zu niedrig ausfallen, die von einigen Forscherinnen und Forschern geschätzt worden sind (vgl. Richards/Bah/Vincent 2004: 37; Mazurana/Carlson 2004: 12). Hier nur ganz kurz zu den Hintergründen: Wenn Kommandeure über einen ausreichend großen Bestand an verteilbaren Waffen und Munition verfügten, konnten sie davon profitieren, wenn sie Kinder und Jugendliche bei der DDR-Registrierung fälschlicherweise als Erwachsene ausgaben. Wenn solche Täuschungsmanöver gelangen, konnten Kommandeure nämlich auch von Kindern und Jugendlichen nach erfolgreicher Registrierung einen Anteil an der einmaligen Bargeldauszahlung von 300.000 Leones einfordern – die für unter 18-Jährige, die zu ihren Familien zurückgeführt werden sollten, eigentlich nicht vorgesehen war. Stattdessen war für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren in der Planung des DDR-Programms eigentlich vorgesehen gewesen, dass sie ganz von der ›Ausweispflicht‹ ausgenommen werden sollten, also keine Waffen oder Munition hätten vorzeigen müssen, um zum Programm zugelassen zu werden. Es herrschte jedoch Verunsicherung darüber, inwieweit die Ausnahme von der ›Ausweispflicht‹ tatsächlich praktiziert werden sollte (vgl. Mazurana/Carlson 2004: 18); und noch dazu hatte das DDR-Personal keine Möglichkeit, das Alter von DDR-Anwärterinnen und -Anwärtern genau zu bestimmen (vgl. Hoffman 2003: 295). Der Anthropologe Danny Hoffman beschreibt solche Täuschungsmanöver am Beispiel der DDR-Registrierungen, die er im November 2001 in dem zu einem Registrierungszentrum umfunktionierten Fußballstadion von Bo Town miterlebt hat:

»No one made it to the table except through General Joe. Joe was the point man representing the local *kamajor* militia to UN monitors, the guy with whom the New Zealanders, Canadians, Kenyans and Croats [das internationale UN-Personal, Anm. A.M.] negotiated details. He was also gatekeeper for the local big men, making sure that fighters paid their tributes for permission to pass through the UN's disarmament process and achieve the perks of an ›ex-combatant‹. So when Colonel Rhodes, the New Zealander, spotted two militiamen clearly younger than the 22 and 23 years old they claimed to be, he turned to Joe for an explanation. Joe shrugged. ›Here in Africa,‹ he said, ›we don't grow much!‹« (Hoffman 2003: 295; Hervorhebung im Original)

Unabhängig davon, ob und in welchen Ausmaßen die DDR-Registrierungszahlen zu niedrig ausfallen oder – auf Umwegen – womöglich doch näher als vermutet an die tatsächliche Exkombattanten-Gesamtmenge heranreichen, kann an ihnen in jedem Fall anschaulich aufgezeigt werden, dass die allermeisten Kämpfer (und wohl alle Kämpferinnen) sich erst im Verlauf des Krieges bewaffneten Gruppen beziehungsweise deren Kommandoeinheiten angeschlossen haben oder zwangsrekrutiert wurden. Für den Großteil der Exkombattanten in Nachkriegs-Sierra Leone ist somit davon auszugehen, dass sie ihre Zeit in den Kommandoeinheiten unter dem Eindruck von Kriegserfahrungen begonnen haben, die sie noch als Zivilisten (und Zivilistinnen) erlebt hatten. Noch dazu sind solche ›gemischten‹ Erfahrungshintergründe keine sierra-leonische Besonderheit. Sie sind vielmehr generell zu erwarten, wenn zwangsrekrutiert wird und/oder wenn die Zugehörigkeit zu bewaffneten Gruppen unter Bedingungen von Flucht, Vertreibung, Hunger, Perspektivlosigkeit und permanenter Bedrohung vergleichsweise vielversprechende Lebens- und Überlebenschancen in Aussicht stellt oder in Aussicht zu stellen scheint; etwa weil erwartet wird, dass bewaffnete Gruppen zumindest ihren eigenen Angehörigen Schutz bieten und sie mit dem Lebensnotwendigsten versorgen und/oder ihren Angehörigen wenigstens Gelegenheiten bieten, sich über Plünderungen selbst zu versorgen. Solche Bedingungen waren auch beispielsweise in Nord-Uganda und Liberia und sind weiterhin im Ost-Kongo gegeben.¹²

2.1.3 Die geschlechtsspezifische Opfer-Intuition

Bislang habe ich zwei Grundlagen der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie aufgezeigt: erstens eine Uneindeutigkeit-einebnende Intuition, die angesichts eindeutig gezogener Trennlinien Plausibilitätsempfindungen auslöst, und zweitens die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen, die der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie eine Herleitung verschafft, aus der sich zugleich passende Handlungsanleitungen (DDR-Programme und Versöhnungsmaßnahmen) ergeben. Als drittes und letztes fehlt nun noch die Intuition, die dafür verantwortlich dafür ist, dass ehemalige Kämpferinnen aus der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen tendenziell ausgenommen sind; wobei ich mit ›tendenziell‹ meine, dass sie in aller Regel immer dann ausgenommen sind, wenn es nicht aus einer vergleichsweise seltenen Gleichstellungsperspektive explizit darum gehen soll, ehemalige Kämpferinnen ›gleichberechtigt‹ in die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu integrieren.

Verantwortlich für die tendenzielle Ausnahme ehemaliger Kämpferinnen aus der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen ist eine geschlechtsspezi-

12 | Vgl. etwa Utas (2003), Peters/Richards/Vlassenroot (2003), Murphy (2003), Verhey (2004), McKay/Mazurana (2004), Finnström (2006a; 2006b), Rakisits (2008), Baines (2009), Vlassenroot/Raeymaekers (2009).

fische Opfer-Intuition, die radikal unterschiedliche weibliche und männliche ›Naturen‹ nahelegt. In ausgeschriebener Form wirkt diese Intuition zwar abgedroschen und überholt – ihre gedankenstrukturierende Kraft scheint aber nach wie vor aktuell zu sein. Dieser Intuition zufolge sollen Frauen ›von Natur aus‹ gewaltavers sein (was häufig mit ›mütterlichen Instinkten‹ verknüpft wird, vgl. kritisch MacKenzie 2009: 247), während Männer natürlicherweise (zumindest deutlich eher als Frauen) zu Aggression und Gewalttätigkeit neigen sollen. Oder anders formuliert: »Even today, in mainstream thinking on war and violent conflict, women and men are still often positioned at opposite ends of a moral continuum, where women are considered peaceful and men aggressive, women passive and men active.« (Coulter/Persson/Utas 2008: 7) Gefiltert durch die geschlechtsspezifische Opfer-Intuition wird für ehemalige Kämpferinnen beziehungsweise für Mädchen und Frauen, »who were associated with fighting forces, whether voluntarily or by force« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: 3), dann davon ausgegangen, dass sie nur in Ausnahmefällen ›echte‹ Kämpferinnen waren, die selbst unmittelbar Gewalttaten ausgeführt haben. Stattdessen werden sie in erster Linie als Opfer kriegerischer Gewalt kategorisiert, wobei die Betonung meist auf Vergewaltigungen liegt, die Mädchen und Frauen in der Tat auch als Angehörige bewaffneter Gruppen in vielen Kriegen erleiden (vgl. etwa Verhey 2004; Coulter/Persson/Utas 2008). Hingegen bleiben weibliche Täterschaften und männliche Gewalterfahrungen – sowohl von Kämpfern als auch von Zivilisten – häufig ganz ausgeblendet (vgl. kritisch etwa Carpenter 2006: 84; Valenius 2007: 513-514; Autessere 2012: 216-217). Innerhalb der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung nehmen ehemalige Kämpferinnen somit tendenziell eine seltsame Zwischenposition ein, in der sie eher noch zur Zivilbevölkerung (zur Opferseite) gezählt werden oder, sooft dies unauffällig möglich ist, einfach unerwähnt bleiben.

Kritikerinnen und Kritiker der geschlechtsspezifischen Opfer-Intuition führen an, dass diese vermutlich sogar mit dazu beigetragen hat, dass Mädchen und Frauen – nicht nur in Sierra Leone, sondern auch in anderen Nachkriegskontexten – hinsichtlich des Zugangs zu DDR-Programmen auffällig oft massive Benachteiligungen erfahren haben, die in der DDR-Planung so zwar nicht direkt vorgesehen waren, die aber zugelassen wurden.¹³ Da sie vermeintlich nie ›echte‹ Kämpferinnen waren und deshalb gar nicht erst für gefährlich gehalten werden,

13 | Zugleich wird die Notwendigkeit einer möglichst inklusiven und dabei geschlechtersensiblen (»gender-sensitive«) Planung explizit betont. Auch hierzu wieder ein Auszug aus dem UN-Handbuch für DDR-Programme: »While men and boys may have been involved mainly in combat, women and girls are likely to have played many different roles in armed forces and groups, as fighters, supporters, ›wives‹ or sex slaves, messengers, cooks etc. The design and implementation of DDR programmes should aim to encourage gender equality based on gender-sensitive assessments that take into account these different experiences, roles and responsibilities during and after conflict. Specific measures must

wird es in der Peacebuilding-Praxis demnach als nicht allzu problematisch angesehen, wenn Mädchen und Frauen *de facto* keinen Zugang zu DDR-Programmen und Reintegrationsleistungen erhalten (weil für sie gar nicht erst mit andauernden Gewaltbereitschaften gerechnet wird). Diese Kritik wird mit Blick auf Sierra Leone besonders prägnant von Megan MacKenzie formuliert:

»The DDR program in Sierra Leone effectively (re)constructed female soldiers as ›wives,‹ ›camp followers,‹ or ›sex slaves‹ in order to desecuritize them and to distinguish them from securitized male soldier subjects. The DDR in Sierra Leone, like similar failed programs in countries such as Angola and the Democratic Republic of Congo, was inadequate primarily because it was based on gendered assumptions, including the notion that female soldiers are not a security concern in the same way as male soldiers.« (MacKenzie 2009: 243)

In Beiträgen, die sich kritisch mit der geschlechtsspezifischen Opfer-Intuition und mit ihren Konsequenzen in der Peacebuilding-Praxis auseinandersetzen, wird dabei keineswegs abgestritten, dass Mädchen und Frauen in Kriegen Opfer sexueller und anderer Gewalt werden; aber es wird zugleich aufgezeigt und betont, dass sie häufig auch aktiv an der Ausübung kriegeserischer Gewalt beteiligt sind (vgl. etwa McKay/Mazurana 2004; Coulter/Persson/Utas 2008; MacKenzie 2009). Dies schlägt in manchen Beiträgen stellenweise in einen Tenor um, in dem von Mädchen und Frauen verübte Gewalttaten fast schon begrüßt und zum Anlass für Gleichstellungsforderungen – also für die ›gleichberechtigte‹ Integration von Mädchen und Frauen in die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie – genommen werden. Auch diese Position wird besonders prägnant von Megan MacKenzie auf den Punkt gebracht:

»[T]he time has come that the voluntary participation of women and girls in traditionally male-dominated activities such as war can no longer be overlooked. In Sierra Leone, the effectiveness of post-conflict programming, an inclusive transition from conflict to peace, and gender equality post-conflict have been compromised because of this omission; an error that will be repeated as long as reconstruction programs remain blind to the needs of women not only as victims but as participants in conflicts around the world.« (MacKenzie 2009: 261)

Wie ich in Kapitel 6 und 7 dieser Arbeit ausführlich darstellen und diskutieren werde, würden sich die Ergebnisse meiner Feldforschung nicht als unterstützende Belege für solche Gleichstellungsforderungen eignen, da diese offenkundig voraussetzen, dass im Hinblick auf Gewalttätigkeit und Gewaltbereitschaften keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern bestehen dürfen. Obwohl außer Frage steht, dass Kämpferinnen während des *rebel war* in vielen Fällen ›echte‹ Kämp-

be put in place to ensure the equal participation of women in all stages of DDR [...].« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006b: 9)

ferinnen waren (siehe ausführlich Kapitel 5), habe ich in meiner Feldforschung keine gewaltbereiten ehemaligen Kämpferinnen oder überhaupt gewaltbereite Mädchen und Frauen oder auch nur die Erwartung, dass bestimmte Mädchen und Frauen (ehemalige Kämpferinnen oder auch nicht) gewaltbereit seien, ausmachen können. Gewaltbereite Mädchen und Frauen kamen in meinen Interviews, Gesprächen und Beobachtungen schlicht nicht vor. Dies hat im Forschungsprozess – aufgrund meines Interesses an Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen – dann zu einer Fokussierung auf eine bestimmte Klasse ›gefährlicher junger Männer‹ geführt, über deren (mutmaßliche) Gewaltbereitschaften mir ausführlich berichtet wurde. Allerdings sehe ich in dieser Abwesenheit gewaltbereiter Mädchen und Frauen keine Bestätigung ihrer ›natürlichen‹ Gewaltaversion. Stattdessen muss auch diese Abwesenheit sozialwissenschaftlich erklärt werden, worum ich mich in Kapitel 7 dieser Arbeit bemühe (siehe 7.1.4 und 7.4.1).

2.2 DIE FELDFORSCHUNGSFALLAUSWAHL: SIERRA LEONE, BO DISTRIKT, BO TOWN

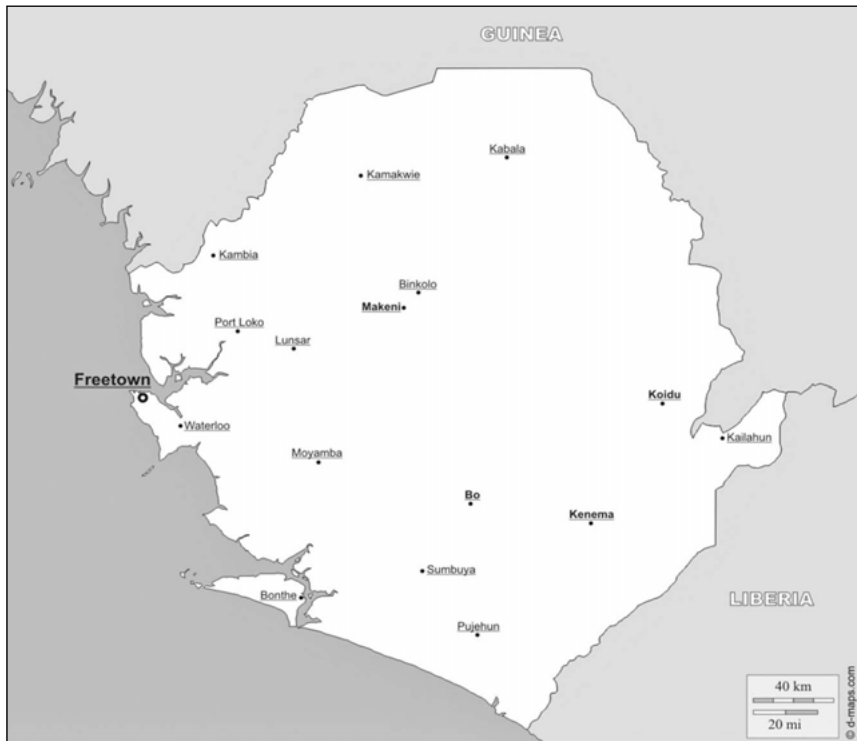
Ich komme nun zu dem zweiten Teil der Fallauswahl, in dem ich die geographische Begrenzung der Feldforschung zunächst festgelegt und sie dann – noch enger als ursprünglich geplant – umgesetzt habe.

Die Herausforderung für die Feldforschung bestand darin, einen Blick ›hinter‹ oder auch ›zwischen‹ die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu werfen und dabei Material für eine empirische Definition unfriedlicher Beziehungen zu sammeln. Dass es ›hinter‹ oder ›zwischen‹ der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung etwas zu entdecken geben würde, habe ich im Forschungsprozess zwar von vornherein für wahrscheinlich gehalten. Aus dieser Erwartung ließ sich jedoch noch längst keine konkrete Vorstellung dazu ableiten, wie eine Alternative gegebenenfalls aussehen könnte – zwischen wem also stattdessen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen bestehen könnten und worum es in ihnen inhaltlich gehen würde. Oder anders formuliert: Auch ich konnte mir für Nachkriegs-Sierra Leone vor der Feldforschung konkret nichts anderes als Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten (womöglich inklusive ehemaliger Kämpferinnen) und der Zivilbevölkerung vorstellen. Entsprechend standen mir auch keine fertig formulierten Fragen zur Verfügung, die ich in Interviews und Gesprächen zu abweichenden Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen hätte stellen können. Stattdessen musste ich mich darauf einstellen, sie – wenn überhaupt – ganz neu zu entdecken.

Für dieses aufwendige Unternehmen erschien es sinnvoll, gar nicht erst zu versuchen, in wenigen Monaten (von Januar bis Mai 2009) möglichst weite Teile von Sierra Leone zumindest stichprobenartig ›abzudecken‹. Stattdessen entschied ich, die Reichweite der Feldforschung von vornherein auf einen geographischen

Ausschnitt zu begrenzen. Diese Begrenzung sollte es mir ermöglichen, nicht nur formale Interviews mit zuvor ausgemachten Terminen und festen Leitfragen zu führen, sondern auch dauerhaftere Kontakte knüpfen und zumindest ein Stück weit am alltäglichen Leben meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner teilnehmen zu können. So sollten möglichst vielfältige Gelegenheiten für ein Aufmerksamwerden auf gegebenenfalls abweichende Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen zugelassen werden.

Abbildung 3: Sierra-leonische Städte



Als geographischen Ausschnitt für die Feldforschung habe ich schließlich den Bo Distrikt im Süden von Sierra Leone gewählt, da sich dort die Gelegenheit zu bieten schien, Forschung in urbanen und ländlichen Kontexten auf engem Raum miteinander zu verbinden. Obwohl ich mich für eine geographische Begrenzung der Feldforschung entschieden hatte, wollte ich mir doch zumindest die Chance einräumen, auf Unterschiede zwischen urbanen und ländlichen Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen aufmerksam zu werden – wobei es mir ebenfalls noch an konkreten Vorstellungen dazu fehlte, worin solche Unterschiede gegebenenfalls bestehen mochten. Es ging mir in erster Linie darum, wenn schon nicht weite Teile von Sierra Leone, so wenigstens einen lebensräumlichen

Strukturunterschied innerhalb von Sierra Leone in der Feldforschung mit »abzudecken.«¹⁴ Der Bo Distrikt erschien für dieses Vorhaben besonders vielversprechend: Stadt und Land liegen im Bo Distrikt räumlich deutlich näher beieinander als dies in der Western Area an Sierras Küste der Fall ist, wo die Hauptstadt Freetown mit ihren etwa eine Million Einwohnern vergleichsweise breit aufgefächert liegt. Bo Town, die Hauptstadt des Bo Distrikts, ist mit ihren geschätzten 190.000 Einwohnern zwar deutlich kleiner als Freetown (vgl. Statistics Sierra Leone 2006: 21), aber immer noch Sierras zweitgrößte Stadt und mit ihren Schulen, mehreren in Bo Town angesiedelten Fakultäten der *Njala University*, diversen großen Märkten und landesweit berühmten Nachtclubs ohne Frage ein urbanes Zentrum, das erhebliche Anziehungskraft ausübt (Sierra Leone befindet sich in einer Phase massiver Land-Stadt-Migration, auf die ich in Kapitel 6 ausführlicher eingehe). Zugleich ist Bo Town unmittelbar in vierzehn ländliche *chiefdoms* (Verwaltungseinheiten innerhalb der Distrikte) eingebettet,¹⁵ deren Bewohnerinnen und Bewohner überwiegend Subsistenz- oder Semisubsistenzlandwirtschaft betreiben.¹⁶ Ebenfalls unweit von Bo Town, entlang des Sewa Flusses an der Grenze zum Kenema Distrikt, liegt zudem ein kleineres Diamantenabbaugebiet (kleiner im Vergleich zu den großen Abbaugebieten im Kono Distrikt), in dem lokale Dorfbewohner und zugereiste Fremde sich als Diamantenschürfer verdingen. Ihre Auftraggeber, bei denen es sich oft um wohlhabende Händler oder andere lokale *big men* (einflussreiche und vergleichsweise wohlhabende Männer) handelt, versorgen die Schürfer mit Reis, dem zentralen Grundnahrungsmittel in Sierra Leone, und stellen ihnen für den Fall, dass sie einen Diamanten finden, eine kleine Gewinnbeteiligung in Aussicht.¹⁷ Ich ging davon aus, dass es dank

14 | Hierzu inspiriert hat mich vor allem ein Aufsatz von Stathis Kalyvas (2004) über das »urban bias« in der vergleichenden Kriegsforschung. Ich wollte die von Kalyvas eindrücklich kritisierte Tendenz, von in der Stadt gesammelten Daten auf Zustände auf dem Land zu schließen, in meiner eigenen Forschung unbedingt vermeiden.

15 | Bo Town selbst liegt größtenteils auf dem Gebiet des Kakua Chiefdom; insgesamt ist der Bo Distrikt somit in fünfzehn *chiefdoms* unterteilt.

16 | Die Versorgung der Bevölkerung in den Städten kann nur über Nahrungsmittelimporte gewährleistet werden. Insbesondere Reis, das zentrale Grundnahrungsmittel in Sierra Leone, wird zu erheblichen Anteilen (etwa 20 Prozent des Gesamtbedarfs) importiert und wird aufgrund steigender Weltmarktpreise und gleichzeitiger Währungsinflation in Sierra Leone für die sierra-leonischen Verbraucher seit Jahren stetig teurer. Vgl. hierzu die Länderinformationen des *Global Information and Early Warning System/Food and Agriculture Organization of the United Nations* (2013).

17 | Diamanten kommen in Sierra Leone nicht nur in tieferen Gesteinsschichten, sondern auch – allerdings zunehmend weniger – in alluvialer Form, also aus tieferen Gesteinsschichten ausgeschwemmt vor. Abseits einiger industriell betriebener Minen besteht der Prozess des Diamantenschürfens meist darin, dass Flusssand auf der Suche nach Diamanten manuell durchsiebt wird (vgl. Maconachie 2008: 8-9).

der räumlichen Nähe zwischen diesen verschiedenen Lebensräumen möglich sein würde, zugleich in Bo Town und wenigstens in zwei umliegenden Dörfern Kontakte zu knüpfen – idealerweise in einem Dorf außerhalb und in einem Dorf innerhalb des Diamantenabbaugebiets am Sewa Fluss. Geplant war, dass ich regelmäßig zwischen Bo Town und den Dörfern hin und her pendeln würde, ohne dabei jeweils aus einem Forschungskontext lange abwesend sein und Kontakte vernachlässigen zu müssen.

Hinsichtlich dieser angedachten Aufteilung der Feldforschung kam es dann aber deutlich anders als geplant: Nachdem ich im Januar 2009 in Bo Town mit der Feldforschung begonnen hatte, dauerte es wesentlich länger als erwartet, bis es mir gelungen war, mir so weit ein Bild von den Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen in der Stadt zu machen, dass ich überhaupt daran denken konnte, wenigstens ein Dorf mit in meine Forschung einzubeziehen. Ende März 2009, als mir nur noch knapp zwei Monate Forschungsaufenthalt übrig blieben, entschied ich mich deshalb, den Fokus auf Bo Town zu belassen und lediglich ein Dorf für einen jedoch zwangsläufig – aus Zeitknappheit – nur oberflächlichen Vergleich heranzuziehen. Von Ende März bis Anfang Mai habe ich dann jeweils zwei Tage pro Woche in dem Dorf Kwelu verbracht, dessen ca. 200 Einwohnerinnen und Einwohner Landwirtschaft betreiben. Kwelu liegt 30 Minuten Taxifahrt plus dann noch einmal ca. eine Dreiviertelstunde zu Fuß auf kaum befahrbaren Wegen von Bo Town entfernt im Baoma Chieftom an der Grenze zum Kenema Distrikt. Ich kam dort bei der Familie eines Freundes aus Bo Town unter, der mich in Kwelu vorstellte und sich vor dem *town chief*¹⁸ für meine guten – oder zumindest sicher nicht schlechten – Absichten verbürgte; ich stelle unten gleich noch ausführlich dar, dass mein Auftauchen nicht nur in Kwelu oft Hoffnungen geweckt hat, die ich nicht erfüllen konnte (siehe 2.3.1).

Neben Kwelu habe ich insgesamt noch drei weitere Dörfer im Bo Distrikt besucht, dies jedoch jeweils nur für zuvor abgesprochene Interviewtermine, nach denen ich stets noch am selben Tag wieder abgereist bin. Das so gesammelte empirische Material reicht deshalb längst nicht aus, um für Kwelu oder gar für ›die Dörfer‹ ein ähnlich detailliertes Bild von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zu zeichnen, wie es in Kapitel 6 für Bo Town getan wird. Zumindest aber reicht es aus, um aufzuzeigen, dass die unfriedlichen Beziehungen, die auf Basis von empirischem Material aus Bo Town definiert werden können, in der

18 | *Town chiefs* stellen die niedrigste Instanz der traditionellen Rechtsprechung dar – der einzigen Form von Rechtsprechung, zu der die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner tatsächlich Zugang haben. Sie fungieren in ›ihren‹ Dörfern zudem als zentrale Autoritätspersonen und als Organisatoren der dorfgemeinschaftlichen Ordnung. Beispielsweise ernennen *town chiefs* Dorfpolizisten, sie sind berechtigt, die Dorfbewohner zu gemeinnützigen Arbeiten zu verpflichten, und sie entscheiden auch darüber, ob und wie lange Fremde sich im Dorf aufhalten dürfen (vgl. etwa Richards/Bah/Vincent 2004: 14ff.; Sawyer 2008: 393ff.; Shaw 2010: 126).

Vertrautheit der kleinen Dorfgemeinschaft von Kwelu deutlich weniger intensiv empfunden werden als in der relativen Anonymität der Stadt. Ich bin im Endeffekt also trotz der zeitknappheitsbedingten Oberflächlichkeit des Vergleichs auf unfriedensrelevante Unterschiede zwischen Bo Town und Kwelu aufmerksam geworden.

Im Anschluss an die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen stelle ich in Kapitel 6 dann zudem die Hypothese auf, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen – samt den Unterschieden, die zwischen Bo Town und Kwelu aufgezeigt werden können – für sierra-leonische Städte und Dörfer verallgemeinerbar sind (siehe 6.3.5). Diese Hypothese lässt sich zum einen anhand des in Bo Town gesammelten empirischen Materials begründen, in dem nämlich keine Hinweise darauf enthalten sind, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehung innerhalb von Sierra Leone speziell nur in Bo Town vorkommen. Entscheidend ist dabei, dass meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner mir solche Hinweise durchaus hätten geben können. Viele von ihnen waren selbst erst in der Nachkriegszeit, manche sogar erst vor wenigen Monaten nach Bo Town gezogen und/oder standen in Kontakt mit Verwandten in anderen Landesteilen. Einige wenige waren sogar selbst nur aus anderen Landesteilen zu Besuch in Bo Town.¹⁹ Zum anderen lassen sich auch in der wissenschaftlichen Sekundärliteratur zu Nachkriegs-Sierra Leone keine Hinweise finden, die gegen die Verallgemeinerbarkeitshypothese sprechen würden; und einige Studien enthalten stattdessen empirischen Einsichten, die sie deutlich unterstützen (vgl. insbesondere Christensen/Utas 2008; Bürge 2011). Wie ich einleitend bereits kurz dargestellt habe, wird die Verallgemeinerbarkeitshypothese dann auch in der Prozessvorstellung des Entstehens und Fortbestehens der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen aufgegriffen und weiter begründet. In der Prozessvorstellung werden die Entstehungsprozesse der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel auf Erfahrungen zurückgeführt, die – soweit dies sekundärliteraturbasiert nachvollziehbar ist – im Verlauf des Krieges in allen Landesteilen zumindest in ähnlicher Weise erlebt worden sind.

Ich habe im Forschungsprozess aber zu keiner Zeit und in keiner Weise gezielt darauf hingearbeitet, ausgerechnet hypothesehaft verallgemeinerbare unfriedliche Beziehungen empirisch zu definieren, deren Entstehen von vornherein auf landesweit verbreitete Kriegserfahrungen zurückgeführt werden sollte. Im Gegenteil: Vor der Feldforschung hatte ich eher damit gerechnet, dass ich lokal spezifische Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen entdecken würde, für die ich dann eine ebenfalls lokal spezifische Prozessvorstellung formulieren

19 | Im Anhang wird eine Auflistung der insgesamt geführten Interviews und der im Text zitierten informellen Gespräche bereitgestellt, die – soweit bekannt – Angaben zu den Herkunftsorten der Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner und zu den Zeitpunkten ihrer Ankunft in Bo Town enthält.

würde. Ich hatte sogar schon begonnen, speziell auf den Bo Distrikt fokussierte oder zumindest anteilig auf empirischem Material aus dem Bo Distrikt basierende Sekundärliteratur zur Vor-, Kriegs-, und frühen Nachkriegszeit zu sichten, die ich für die Formulierung einer speziell auf den Bo Distrikt ausgerichteten Prozessvorstellung heranziehen wollte. Dass stattdessen eine hypothesenhafte Verallgemeinerung möglich und sinnvoll sein würde, ging mir zuerst im Laufe der Feldforschung und dann erneut bei der Erarbeitung der Prozessvorstellung auf.

2.3 DIE FELDFORSCHUNG

Wie ich hier nun schon mehrfach betont habe, habe ich in der Feldforschung nicht nur formale Interviews (mit zuvor ausgemachten Terminen und festen Leitfragen), sondern auch informelle Gespräche geführt und zudem Gelegenheiten gesucht, am alltäglichen Leben meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner teilzunehmen. Solche Teilnahme, in die Interviews und informelle Gespräche dann eingebettet werden, ist das zentrale Merkmal ethnographischer Feldforschung, die in den Sozialwissenschaften zunehmend über Disziplinengrenzen hinweg aufgegriffen und praktiziert wird (vgl. Vrasti 2008; Wedeen 2010). Vor allem aber ist ethnographische Feldforschung die Standardmethode der Ethnologie und der Sozial- und Kulturanthropologie, und innerhalb dieser Disziplinen sind die Ansprüche, die an ethnographisch erhobene Daten und an ihre textliche Darstellung gestellt werden können und sollen, in den letzten Jahrzehnten heftig diskutiert und teilweise neu interpretiert worden.²⁰ Von ihren Anfängen im frühen 20. Jahrhundert bis in die 1960er und 1970er Jahre hinein wurde ethnographische Feldforschung in erster Linie zur Erschließung und Dokumentation ›exotischer‹ Kulturen in ›abgelegenen‹ Weltgegenden eingesetzt, wobei es oft vor allem darum gehen sollte, von westlichen Einflüssen noch unberührte Vorstellungen und Praktiken zu erforschen und für die Nachwelt festzuhalten, »to study the natives ›before they disappeared« (Scheper-Hughes 1993: 27).²¹ Diese Suche nach dem (vermeintlich) Unberührten ist angesichts fortschreitender globaler Verflechtungen mittlerweile längst aufgegeben worden, während zugleich die Reflektion der eigenen Kultur an Bedeutung gewonnen hat (vgl. Marcus/Fischer 1986: 20; MacClancy 2002: 7-9). Es wird heute als besondere Stärke ethnographischer Feldforschung verstanden, dass sie mit dem Eintauchen in fremde

20 | Vgl. etwa Clifford/Marcus (1986), Marcus/Fischer (1986), James/Hockey/Dawson (1997), Hauser-Schäublin (2003).

21 | Als erste ›moderne‹ ethnographische Feldforschung, die stationär – also nicht im Gefolge von Expeditionsreisenden, sondern über längere Zeit an einem Ort – durchgeführt wurde, gilt Bronislaw Malinowskis dreijährige Forschung (1915 bis 1918) auf den Trobriand-Inseln südöstlich von Neuguinea (vgl. Marcus/Fischer 1986: 19; Hauser-Schäublin 2003: 35).

Realitäten Perspektivwechsel bewirken kann, die es den Forschenden (und später auch ihren Leserinnen und Lesern) ermöglichen, die eigene Kultur mit ›fremden Augen‹ zu erkunden: »[A]nthropologists do not just make the strange familiar. They can make the familiar strange as well. In other words, they can both place seemingly unusual customs in their local cultural logics *and* draw out the cultural peculiarity of seemingly natural Western ideas.« (MacClancy 2002: 7-8; Hervorhebung im Original) Um aber überhaupt zu solchen neuen Perspektiven auf die eigene Realität gelangen zu können, ist es weiterhin notwendig, sich fremden Realitäten zuzuwenden und sie so weit wie möglich aus der Perspektive derjenigen zu erschließen, die diese Realitäten unmittelbar leben – sei es in fremden Gesellschaften oder in unvertrauten Sphären der eigenen Gesellschaft und in jedem Fall unter der Prämisse globaler Verflechtungen in einer globalisierten Welt (Marcus/Fischer 1986: 137ff.; MacClancy 2002: 10). Neuere ethnographische Forschungen sind also nicht zwangsläufig auf ›periphere‹ Weltgegenden oder überhaupt auf nur einen festen Ort beschränkt. Sie widmen sich beispielsweise auch den Verstrickungen von Armut, Drogenhandel und Drogenkonsum in den Armutsvierteln US-amerikanischer Großstädte (Bourgois 2003), den transnational verfolgbaren Schrecken des globalen Organhandels (Scheper-Hughes 2004) und den Bedingungen und Praktiken von Sexarbeit in den Rotlichtmilieus von San Francisco und Amsterdam (Chapkis 1997). Die aktuelle ethnographische Praxis hat dabei aber weiterhin mit ihren ›exotischen‹ Anfängen gemein, dass diejenigen, die ausziehen, das Fremde und die Fremden zu erkunden, in aller Regel aus wohlhabenderen Weltgegenden und vergleichsweise privilegierten Schichten stammen.

Allerdings gilt auch für ethnographische Forschung – sowohl für die Feldforschung als auch für die Interpretation und textliche Wiedergabe des gesammelten empirischen Materials –, dass ein Erschließen sozialer Realität aus anderer als der eigenen Perspektive stets nur in engen Grenzen möglich ist. Oder anders formuliert: dass nie ganz authentisch die Perspektive der Erforschten eingenommen und dann textlich wiedergegeben werden kann. Noch abgesehen davon, dass die eigenen und oft in vielerlei Hinsichten radikal verschiedenen Erfahrungshintergründe auch in intensiver Teilnahme nie ganz ›ausgehebelt‹ werden können und dass bestimmte Erfahrungen aufgrund der eigenen Fremdheit (und Privilegiertheit) selbst in intensiver Teilnahme meist nicht am eigenen Leib gemacht werden, sind es auch in ethnographischer Forschung letztlich die Erkenntnisinteressen der Forschenden und nicht die Agenden der Erforschten, die den Rahmen und die Ausrichtung der Forschung festlegen: mit wem überhaupt gesprochen wird und mit wem nicht; an wessen Leben teilgenommen wird und an wessen nicht; was von dem Gesagten und Beobachteten letztlich für relevant gehalten wird und was nicht; und welche ›Stimmen aus dem Feld‹ textlich repräsentiert werden und welche nicht. Somit muss in jedem Fall davon ausgegangen werden, dass ethnographische Feldforschung trotz der Nähe, die zu den Erforschten gesucht wird, kein Verfahren zur Erlangung ungefiltert authentischen Materials und auch kein

Wundermittel zur Überwindung der eigenen Vorstellungsgrenzen darstellt (vgl. Clifford/Marcus 1986; Marcus/Fischer 1986; Vradi 2008).²²

Und dennoch können mit der Teilnahme am alltäglichen Leben der Erforschten Erkenntnisgelegenheiten entstehen, die beispielsweise in Umfragen oder in reiner Interviewforschung kaum eine Chance hätten. Geplante oder ungeplante Beobachtungen, die im Zuge von Teilnahme gemacht werden, sowie informelle Gespräche, deren Inhalte zumindest nicht nur und in erster Linie von den Forschenden bestimmt werden, können Gelegenheiten bieten, Gesagtes und Getautes allmählich ›besser‹ – nämlich zumindest mehr in dem Sinne, in dem es aus subjektiver Perspektive der Erforschten gemeint ist – verstehen zu lernen. Noch dazu können informelle Gespräche und teilnehmende Beobachtungen Gelegenheiten für unerwartete und überraschende Erfahrungen bieten, nach denen die Forschenden von sich aus nie gesucht oder gefragt hätten (vgl. etwa Bourgois 2002: 18-19; Wedeen 2010: 267-268). Da ich in meiner Feldforschung vor der Herausforderung stand, auf Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen aufmerksam zu werden, von denen ich mir noch keinerlei konkrete Vorstellung machen konnte, war ich auf solche Gelegenheiten dringend angewiesen.

Allerdings bin ich dann immer noch um einiges zielorientierter – beziehungsweise von vornherein auf ein bereits festgelegtes Forschungsziel fixierter – gegangen, als dies für ethnographische Feldforschung, so wie sie in der Ethnologie und in der Sozial- und Kulturanthropologie praktiziert wird, üblich ist. Während Ethnologen und Anthropologen idealerweise mindestens ein bis zwei Jahre im Feld verbringen und ihre Forschungsfragen oft erst im Laufe der langen Feldforschung festlegen (vgl. etwa MacClancy 2002: 4ff.), bin ich von vornherein mit der festen Absicht gestartet, innerhalb weniger Monate ›hinter‹ oder ›zwischen‹ die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu blicken. In Kombination mit intensiver Vorbereitung im ›Vor-Feld‹ (siehe unten 2.3.1) hielt ich es für realistisch, dass ich meine Forschung von Januar bis Mai 2009 in trockene Tücher bringen

22 | Eine Fundamentalkritik an ethnographischer Forschung, in der diese nicht nur als in ihren Möglichkeiten begrenzt, sondern zudem als Fortsetzung globaler Macht- und Ausbeutungsverhältnisse mit anderen Mitteln dargestellt wird, hat Edward Said (1989) formuliert. Er argumentiert, dass westliche Anthropologie sich – bei aller methodischer Sorgfalt – nicht von den imperialen Verwendungszwecken des mit ihr erarbeiteten Wissens über fremde Kulturen trennen lässt: »The fetishization and relentless celebration of ›difference‹ and ›otherness‹ can therefore be seen as an ominous trend. It suggests [...] the heedless appropriation and translation of the world by a process that for all its protestations of relativism, its displays of epistemological care and technical expertise, cannot easily be distinguished from the process of empire.« (Said 1989: 213-214) Dass solche Kritik keinesfalls pauschal von der Hand zu weisen ist, wird beispielsweise daran deutlich, dass militärische Interventionsakteure in der Tat an ethnographisch erarbeitetem Wissen zur Optimierung von Aufstandsbekämpfungsstrategien (Counterinsurgency) interessiert sind (vgl. etwa Albro 2007; Forte 2011).

würde; und auch in meinem wissenschaftlichen Umfeld wurde mir einhellig versichert, dass ich »für eine Politikwissenschaftlerin« ohnehin schon eine recht lange Feldforschung absolvieren würde. Letzten Endes hätte ich meinen Forschungsaufenthalt sehr gerne verlängert, was jedoch aus Finanzierungsgründen nicht möglich war. Eine Verlängerung hätte mir insbesondere die Möglichkeit gegeben, die ursprünglich geplante Aufteilung zwischen Stadt und Land sehr viel gründlicher umzusetzen (siehe oben 2.2).

Im Folgenden schildere ich, wie ich vorgegangen bin, um Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner zu treffen und kennenzulernen, und wie meine Teilnahme am alltäglichen Leben konkret aussah. Diese Schilderungen sollen in erster Linie transparent machen, wie ich zu dem empirischen Material gekommen bin, das hier die Grundlage für die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen liefert. Noch darüber hinaus fallen meine Schilderungen aber auch deshalb recht ausführlich aus, weil ich selbst mir bei der Feldforschungsvorbereitung oft gewünscht habe, dass die ethnographischen Studien, die ich nach Hinweisen auf konkrete Vorgehensweisen und mögliche Schwierigkeiten durchforstete, ausführlichere Feldforschungsschilderungen enthalten würden. Falls Leserinnen und Leser dieser Arbeit ähnliche Hoffnungen hegen sollten, will ich sie nicht enttäuschen.²³

2.3.1 Teilnahme und Teilnahmebedingungen

Für meine zeitlich knapp bemessene und von vornherein zielorientierte Feldforschung war zunächst noch im ›Vor-Feld‹ (in Berlin, Anfang bis Ende 2008) einiges an praktischer Vorbereitung nötig. Erstens habe ich die sierra-leonische Verkehrssprache Krio bereits vor der Feldforschung gelernt – oder präziser: Ich habe meine Sprachkenntnisse auf ein im ›Vor-Feld‹ noch etwas wackeliges Niveau gebracht, das ich in Sierra Leone dann schnell steigern konnte. Zweitens habe ich mit Unterstützung meiner sierra-leonischen Krio-Lehrerin²⁴ und ihres Neffen,

23 | Außerdem empfehle ich zur Lektüre Philippe Bourgois' Studie über das Leben und den Drogenhandel in El Barrio, New York, die ich leider erst nach meiner Feldforschung gelesen habe (vgl. Bourgois 2003). Bourgois dokumentiert darin sehr ausführlich, wie genau er zu seinen empirischen Einsichten gelangt ist, und er lässt seine Leserinnen und Leser an Schwierigkeiten, Missverständnissen und Vorurteilen (eigenen, die mit der Zeit aufgedeckt wurden, und fremden, die erst noch verstanden werden mussten) intensiv und eindrücklich teilhaben. Sehr aufschlussreich ist zudem ein kurzer Aufsatz von Jodi O'Brien (2010). Darin zeigt sie an den Beispielen einiger ungewöhnlich offen schreibender Autorinnen und Autoren ›Feldgeschichten‹ auf, die in akademischen Texten ansonsten nur selten auftauchen; dies vermutlich nicht, weil sie tatsächlich selten sind, sondern weil sie Vorgehensweisen und Erfahrungen beinhalten, die als ethisch und/oder wissenschaftlich problematisch empfunden werden.

24 | Ich hatte zunächst an verschiedenen Universitäten mit großen Afrikanistik-Instituten angefragt, ob sie mir eine Krio-Lehrerin oder einen Krio-Lehrer vermitteln können – ohne

der in Bo Town lebte, schon von Berlin aus ein Zimmer in Bo Town angemietet, um mir damit sofort einen ersten Anlaufpunkt unter Sierra Leonerinnen und Sierra Leonern zu verschaffen und nicht erst Zeit in Hotels verbringen zu müssen. Und drittens habe ich schon im ›Vor-Feld‹ grob festgelegt, mit wem ich unter forschungsstrategischen Gesichtspunkten unbedingt sprechen sollte. Die Zielvorgabe lautete, sowohl mit ehemaligen Kämpferinnen und Kämpfern als auch mit Frauen und Männern ohne Kämpfervergangenheiten zu sprechen und insgesamt Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner zu gewinnen, die sich in möglichst vielen Hinsichten – etwa hinsichtlich ihrer aktuellen Erwerbstätigkeit, ihrer ethnischen Zugehörigkeit, ihres Alters, Geschlechts und ihres sozio-ökonomischen Status – unterscheiden sollten. Über ein möglichst breites Spektrum an Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern sollten Gelegenheiten entstehen, gegebenenfalls auf gruppen- oder klassenspezifisch unterschiedliche Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen aufmerksam zu werden. Wie leicht oder schwer und wie genau es möglich sein würde, solche Kontakte zu knüpfen, und wie genau ich dann am alltäglichen Leben meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner teilnehmen können würde, war mir im ›Vor-Feld‹ allerdings weitgehend unklar.

Um überhaupt einen Anfang zu machen, habe ich in den ersten Wochen der Feldforschung dann einen Großteil meiner Zeit damit verbracht, Bo Town auszukundschaften und Bekanntschaft mit Leuten zu schließen, die von sich aus Interesse an mir zeigten und sich mit mir unterhalten wollten. Mit der Zeit ergaben sich so bei unterschiedlichen Leuten und an unterschiedlichen Punkten in der Stadt Anlaufstellen, an denen ich bekannt war, Zeit verbringen konnte, gegebenenfalls auch mitarbeiten (mitverkaufen, mitkochen etc.) durfte oder sogar sollte und so am alltäglichen Leben teilnehmen konnte, ohne dabei eine allzu aufmerksamkeits-erregende Attraktion darzustellen. Zunächst jedoch erregte ich überall deutlich mehr Aufsehen, als ich erwartet hatte: Obwohl internationale Organisationen und NGOs weiterhin in Sierra Leone präsent sind und vor Ort auch westliche Ausländer beschäftigen, haben weiße Leute²⁵ Seltenheitswert – erst recht, wenn sie alleine durch die Straßen laufen und Kontakte knüpfen wollen. Zugleich ist das Konzept westlicher Forscherinnen und Forscher, die eine Weile bleiben und Fragen stellen, zumindest in Grundzügen vielen bereits bekannt. Viele meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner in Bo Town hatten von solchen Leuten schon gehört und einige wenige waren sogar selbst schon einmal interviewt worden; in

Erfolg. Meine Lehrerin Thardy Mansaray habe ich schließlich in einer sierra-leonischen Kirchengemeinde in Berlin-Neukölln kennengelernt, auf die ich im Zuge einer breit angelegten Online-Recherche gestoßen war.

25 | Unter ›weißen Leuten‹ werden in Sierra Leone vor allem hellhäutige Europäer und Nordamerikaner verstanden. Hingegen gelten die Angehörigen der libanesischen Diaspora in Sierra Leone (siehe auch Fußnote 5 in diesem Kapitel), die ebenfalls helle Haut haben, nicht als weiß, sondern sie werden gesondert als Libanesen kategorisiert.

dem Dorf Kwelu hingegen war ich für einige sogar die erste Weiße, die sie überhaupt je aus der Nähe zu sehen bekamen. Dennoch war mein Attraktionswert in Bo Town kaum geringer als in Kwelu. Meine Aufzeichnungen aus den ersten Tage und Wochen der Feldforschung lesen sich deshalb stellenweise fast so, als stammten sie aus einer ›exotischen‹ Feldforschung aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie handeln von staunenden Einheimischen, die mich ihrerseits in Staunen versetzten: Wo ich auch hinkam, riefen Kinder und manchmal auch Erwachsene erfreut und/oder perplex *poomuin* (auf Mende: weißer Mensch) oder *white girl* (die Krio Variante). Ich wurde auf der Straße von Fremden angefasst, angesprochen und ausgiebig dazu befragt, was genau und für wen ich denn arbeiten würde und – nachdem ich erklärt hatte, dass ich für meine Doktorarbeit forsche – was genau mich denn interessiere und warum. Außerdem waren meine neuen Bekannten stets sehr an meinen allgemeinen Lebensumständen interessiert, zu denen sie mich ausführlich interviewten. Die häufigsten Fragen waren, wie genau ich mich denn finanzieren und bei wem und wo genau ich denn in Bo Town wohnen würde, wie viel Miete ich zahle, ob ich denn selbst kochen und meine Wäsche selbst waschen würde (sowohl in Bo Town als auch in Deutschland), ob ich verheiratet sei oder einen Freund habe (einen deutschen und/oder sierra-leonischen) und so weiter und so fort. Zudem bestand großes Interesse an der politischen und ökonomischen Lage in Deutschland, Europa und überhaupt in der *western world* (die Bezeichnung wird so auf Krio verwendet). Gefragt wurde beispielsweise, was genau es meiner Meinung nach mit der globalen Finanzkrise auf sich habe, mit viel Gehalt ein ungelerner Arbeiter oder eine ungelernete Arbeiterin in Europa rechnen könne, wie das Gesundheitssystem funktioniere, ob es in Deutschland viel Rassismus gebe und vieles mehr. Wo auch immer mir solche Fragen gestellt wurden – beispielsweise an einem Marktstand, auf einer Hausveranda oder in dem Büro einer lokalen NGO – sammelten sich oft Gruppen von interessierten Zuhörerinnen und Zuhörern, die meist ihrerseits noch eigene Fragen hatten. Ich habe nicht selten Stunden damit zugebracht, eine Frage nach der anderen zu beantworten und mich so meinerseits erforschen zu lassen.

Viele meiner neuen Bekannten waren erklärtermaßen entzückt und aufgeregt, mit mir eine Angehörige der *western world* vor sich zu haben, die sich ihren Fragen stellte und bereit war, von ihrem Leben am privilegierten anderen Ende der Welt zu berichten. Zugleich kritisierten einige von ihnen, nachdem sie mich einmal kennengelernt hatten, es sei unvorsichtig und naiv von mir, stets bereitwillig so offen über meine Lebensumstände zu sprechen. Wenigstens meinen Wohnort in Bo Town und meine Telefonnummer solle ich doch besser für mich behalten, um Personen, die womöglich schlechte Absichten hegen, erst gar keinen Zugang zu mir zu ermöglichen. Ich lernte aber schnell, dass es für mich tatsächlich keine gangbare Alternative zu Offenheit und Zugänglichkeit gab; und diejenigen unter meinen neuen Bekannten, mit denen ich forschungsstrategische Überlegungen diskutierte, stimmten mir darin letztlich oft zu (zumindest wenn ich durch forschungsstrategische Überlegungen unter Beweis stellte, dass

meine Offenheit nicht unbedacht, sondern bewusst entschieden war). Ich hatte nämlich bald die Erfahrung gemacht, dass vorsichtige Zurückhaltung mir gerade beim ersten Kennenlernen pauschal als Ausdruck einer Arroganz ausgelegt wurde, von der es hieß, dass sie für weiße Leute typisch sei, und die als durch und durch unsympathisch empfunden wurde. Einige Male war mir dies unverblümt ins Gesicht gesagt worden, nach dem Motto: Du willst mir nicht sagen, wo Du wohnst, warum soll ich mich dann mit Dir unterhalten? Wenn ich meine Adresse und Telefonnummer zurückhielt, wurde dies (nicht immer zu Unrecht) als Misstrauensbekundung und zugleich als persönliches Desinteresse verstanden; letzteres in dem Sinne, dass ich als ›Zurückhaltende‹ dann offensichtlich nicht an einer reziproken Bekanntschaft interessiert war, die zumindest die Möglichkeit *gegenseitiger* Besuche und Anrufe beinhalten würde. Zwar wäre es auch über eine distanziertere Vorgehensweise sicher möglich gewesen, Interviewtermine zu vereinbaren. Aber Teilnahme war mit Zurückhaltung nicht zu haben.

Im Laufe der Zeit habe ich dann zudem erlebt, dass neben Arroganz auch Faulheit und physische und psychische Schwäche (ein generelles ›Nichts-Aushalten-Können‹), aber andererseits auch Empathie und Hilfsbereitschaft als ›typisch weiße‹ Eigenschaften gelten. An den oft widersprüchlichen Zuschreibungen, mit denen ich immer wieder belegt wurde, ließe sich vermutlich ein Großteil der Komplexität historischer Erfahrungen mit weißen Leuten in Sierra Leone interpretativ rekonstruieren: von frühen christlichen Missionierungen und dem transatlantischen Sklavenhandel, in den das Gebiet des heutigen Sierra Leone ab dem 16. Jahrhundert fest eingebunden war, über die britische Kolonialzeit bis hin zu aktuellen Erfahrungen mit Entwicklungs- und Peacebuilding-Maßnahmen. Zunächst nahm ich pauschale Zuschreibungen meist unkommentiert und oft schüchtern und beschämt hin; beispielsweise, wenn konstatiert wurde, dass ich als Weiße ein gutes Herz haben müsse, weil ich es nicht ertragen könne (!), Leid zu sehen; oder wenn vorausgesetzt wurde, dass ich nicht in der Lage sein würde, einen halbstündigen Fußweg zu bewältigen. Mit der Zeit war ich aber schlicht so genervt von solchen Zuschreibungen, dass ich mich zunehmend traute, sie zu thematisieren. Einige Male entstanden aus Diskussionen über ›typisch weiße‹ Zuschreibungen, die ich nicht auf mir sitzen lassen wollte, dann sogar erst Gelegenheiten, Bekanntschaften zu vertiefen und sie auf eine vertrautere Ebene zu heben. Beispielsweise waren gerade junge Frauen oft skeptisch, ob ich den physischen Anstrengungen alltäglicher Hausarbeit in Sierra Leone gewachsen sein würde, und einige luden mich ein, es mit ihnen auszuprobieren. Insgesamt schlug ich mich nicht allzu schlecht. Als meine größte Schwäche stellten sich sämtliche Arbeitsschritte rund ums Wasserholen heraus. Mir fehlte nicht nur eine von alltäglicher Schlepperei durchtrainierte Oberkörpermuskulatur, sondern auch Übung in den ausgefeilten Tragetechniken.

Im Zuge der intensiven Ausfrageprozesse, die zwangsläufig am Beginn jeder neuen Bekanntschaft standen, bin ich meist auch dazu gekommen, neuen Bekannten mein Forschungsinteresse zu unterbreiten. Dabei vermied ich es gerade beim ersten Vorstellen unbedingt, mein Interesse an Gewaltbereitschaften

und Gewalterwartungen direkt anzusprechen. Ich hatte bereits an meinen ersten beiden Tagen in Bo Town erlebt, dass ein explizites Thematisieren von Gewalterwartungen (von Gewaltbereitschaften hatte ich gar nicht erst gesprochen) schockstarres Schweigen auslöste oder aber aufgeregte Beteuerungen provozierte, Gewalt gehöre in Sierra Leone der Vergangenheit an; es herrsche mittlerweile »totaler Frieden« (*total peace*). Diese von mir ausgelösten erschreckten Reaktionen beschämten mich und zugleich fragte ich mich beunruhigt (und zugleich auch über diese Beunruhigung beschämt), ob ich womöglich unwissentlich einen für meine Forschung ganz und gar ungeeigneten, nämlich tatsächlich friedlichen Nachkriegskontext ausgewählt hatte, in dem es gar keine Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen mehr für mich zu entdecken geben würde. Die erschreckten Reaktionen hätten mich eigentlich sofort wieder beruhigen können. Denn wo tatsächlich *total peace* herrscht, würden Fragen nach Gewalterwartungen wohl kaum Erschrecken auslösen. In jedem Fall aber hatte ich bereits nach zwei Tagen in Bo Town keine Zweifel mehr daran, dass ich mich mit direkten Fragen nach Gewalterwartungen (von Gewaltbereitschaften ganz zu schweigen) gar nicht erst weiter um Kontakte bemühen bräuchte. Fortan habe ich Gewalterwartungen dann weitgehend aus meinem Vokabular gestrichen und stattdessen erklärt, dass mich zum einen »der Frieden in Sierra Leone« (auf Krio: *de pis nar Salone*) und zum anderen die Frage interessiere, ob es eventuell Probleme gibt, die diesen Frieden gefährden könnten. So dargestellt provozierte mein Forschungsinteresse keine erschreckten Reaktionen und traf oft auf Zustimmung und Interesse. Und meist kamen meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner dann von sich aus recht schnell auf Gewalterwartungen und, in seltenen Fällen, sogar auch auf eigene Gewaltbereitschaften zu sprechen.

Im Laufe der Feldforschung wurde mir rückblickend klar, dass mein kurzzeitig direkt formuliertes Interesse an Gewalterwartungen wohl zum einen deshalb Erschrecken ausgelöst hatte, weil es ohne Vorwarnung Sorgen thematisierte, die eigentlich nicht öffentlich thematisiert werden sollen. Ich gehe auf die spezielle Nichtdiskriminierungsstrategie, die diesem Tabu (das allerdings oft nicht eingehalten wird) zugrunde liegt, in Kapitel 6 ausführlich ein. Zum anderen vermute ich, dass meine direkten Fragen nach Gewalterwartungen den Eindruck erweckt hatten, dass ich bereits über Informationen zu unmittelbar anstehenden, aber noch unbekanntem Bedrohungen verfügte. Eine meiner Nachbarinnen, die ich an meinem ersten Tag in Bo Town mit direkten Fragen nach Gewalterwartungen erschreckt hatte und die ich einige Tage später erneut besuchte, um ihr mein neuformuliertes Forschungsinteresse vorzutragen, machte keinen Hehl aus ihrer Erleichterung. Sie erklärte, sie sei schon sehr besorgt über diese Gewalt gewesen, von der ich bei meinem ersten Besuch gesprochen hatte.

Zudem habe ich schnell gelernt, dass meine Bemühungen, Bekanntschaften zu schließen und am alltäglichen Leben neuer Bekannter teilzunehmen, unvermeidlich Hoffnungen weckten, die ich nicht erfüllen konnte. Sierra Leone war bereits vor dem Krieg und ist nach dem Krieg weiterhin eines der ärmsten Länder

der Welt (vgl. United Nations Development Program [UNDP] 1990: 128; 2013a: 146). Für die meisten Sierra Leonerinnen und Sierra Leoner bedeutet dies, dass sie unter existentiell »unversicherten« Bedingungen leben (»non-insured life«, Duffield 2007: 19), in denen auch nur eine sättigende Mahlzeit pro Tag keine Selbstverständlichkeit ist und in denen sie mit eigentlich leicht behandelbaren Krankheiten (insbesondere mit Malaria, Typhus und Entzündungen verschiedener Art) zu ringen haben, ohne darauf zählen können, Zugang zu ärztlicher Versorgung zu erhalten. Unter solchen Bedingungen ist lediglich auf die Unterstützung einigermaßen Verlass, die über familiäre oder freundschaftliche Netzwerke mobilisiert werden kann. Ganz in diesem Sinne wurde ich von neuen Bekannten oft heftig umworben und zu überzeugen versucht, nicht nur selbst mit meinen eigenen Mitteln und nach meinen eigenen Möglichkeiten auszuhelfen, sondern auch internationale Geldgeber und geberfinanzierte lokale NGOs dahingehend zu beeinflussen, Geld in Projekte zu investieren, die meine Bekannten sich in Anlehnung an gängige Entwicklungshilfepraktiken überlegt hatten. Dabei ging es dann beispielsweise um Finanzierungen für landwirtschaftliche Kooperativen, um Gelder für die Einrichtung eines eigenen kleinen Krankenhauses in Kwelu und um Mikrokredite für *bike riders* (Motorradtaxifahrer). Einige meiner neuen Bekannten trugen solche Projektideen schon länger mit sich herum – und sahen in mir die Gelegenheit, ihrer Verwirklichung endlich näher zu kommen. Zuweilen konnten daran auch meine ehrlichen Erklärungen nichts ändern, dass ich nicht einmal annäherungsweise über den Einfluss verfüge, der mir mit solchen Hoffnungen zugeschrieben wurde. In einigen Fällen hatte ich ganz deutlich den Eindruck, dass ich meine neuen Bekannten nicht restlos überzeugen konnte. Sie vermuteten weiterhin, dass ich eigentlich sehr wohl über Möglichkeiten verfügte, ihnen Finanzierungen zu verschaffen – wenn ich mich nur bemühen würde. Dabei liefen selbst die Bemühungen komplett ins Leere, die ich in der Tat unternahm, um zumindest Informationen über womöglich bereits existierende Fördermöglichkeiten einzuziehen. In einem Fall konnte ich zwar den Direktor einer lokalen NGO dazu überreden, einen Mitarbeiter mit mir nach Kwelu zu schicken, der sich dabei ein Bild davon machen sollte, ob Kwelu die Kriterien erfüllte, um in zukünftige Gesundheitsprojekte dieser NGO integriert zu werden. Allerdings war auch die Finanzierung dieser zukünftigen Projekte noch längst nicht gesichert, und der Direktor machte bei unserem nächsten Treffen unmissverständlich deutlich, dass er von mir – als Gegenleistung für eine Berücksichtigung von Kwelu in zukünftigen Projekten – erfolgreiche Unterstützung bei der Akquise internationaler Gebergelder erwarten würde.²⁶ Damit hatte ich mich dann endgültig einmal 360 Grad im Kreis gedreht.

26 | Während in Sierra Leone seit Kriegsende laufend immer neue lokale NGOs gegründet werden, sind die zur Finanzierung lokaler NGOs zur Verfügung gestellten internationalen Gebergelder seit einigen Jahren rückläufig (vgl. Kanyako 2011).

Auch meine persönlichen Mittel wurden oft erheblich überschätzt und so musste ich viele Bitten um größere Investitionen – und in der Masse auch um kleinere Hilfen – enttäuschen, die direkt an mich gerichtet wurden. Sehr häufig bekam ich zudem romantische Anträge, die nicht selten explizit mit der Hoffnung verknüpft wurden, dass ich den jeweiligen Bewerber um meine Gunst schließlich heiraten, ihn mit nach Deutschland nehmen und ihm dort ein besseres Leben ermöglichen würde. In einigen Fällen waren solche Anträge von vornherein (für mich aber nicht unbedingt erkennbar) ironisch gemeint; die jeweiligen ›Bewerber‹ spielten dann insofern mit mir, als sie nicht wirklich damit rechneten, dass ich auf ihre Anträge eingehen würde. Sie wollten, wie sie mir in einigen Fällen im Nachhinein lachend erklärten, nur sehen, wie ich mich mit beklommener Miene herauszureden versuchte. In anderen Fällen waren solche Anträge ernst gemeint – und ein schnelles oder gar scherzhaftes Abwiegeln meinerseits wurde mir nicht selten als Rassismus ausgelegt, weil ich den jeweiligen Mann ja offensichtlich gar nicht ernsthaft in Erwägung gezogen hatte. Mir wurde dann vorgeworfen, dass ich wohl ganz grundsätzlich keine schwarzen Männer mögen und mich womöglich sogar vor ihnen ekeln würde. Mit solchen Vorwürfen wurde ich auch konfrontiert, wenn ich romantische Anträge allzu hastig oder gar unfreundlich abwiegelte, bei denen es nicht angekündigter Weise bereits um Heirat, sondern nur um eine Affäre ging. Mein ›exotisches‹ Aussehen (meine helle Haut) und der Umstand, dass ich gerade aufgrund meines bewusst offenen und kontaktfreudigen Auftretens als grundsätzlich verfügbare junge Frau wahrgenommen wurde, brachten mir eine Menge solcher Angebote ein, die stets sehr direkt und für mein Empfinden fast schon aggressiv formuliert wurden. Dieses Empfinden konnten allerdings weder diejenigen nachvollziehen, die mir diese Anträge unterbreiteten, noch andere Bekannte, mit denen ich mein Unwohlsein diskutierte. Ein nachdrückliches »*I want you for love!*« gilt als absolut übliche Form der Interessensbekundung an einer jungen Frau – auch wenn die Direktheit dieser Formulierung und ihre unverhohlene sexuelle Konnotation (*love* meint darin in erster Linie Sex) mir gerade zu Beginn der Feldforschung befremdlich vorkamen. Dies legte sich jedoch mit der Zeit und in dem Maße, in dem ich verstand, dass es durchaus die Möglichkeit einer akzeptablen ablehnenden Antwort gibt, solange diese Antwort freundlich formuliert ist und mit ihr nicht kategorisch ausgeschlossen wird, dass Frau ihre meine Meinung vielleicht eines Tages noch ändert. Derart diplomatische Reaktionen, die niemanden vor den Kopf stoßen und die idealerweise zugleich harmoniestiftend und unterhaltsam gestaltet werden sollen (etwa indem Neckereien eingewoben werden), gelten als in allen Lebenslagen erstrebenswerte Lösungen für delikate Situationen; und die Fertigkeit, solche Diplomatie effektiv einzusetzen, wird mit einem anerkennenden »*e sabi tok*« – sie oder er »versteht es zu sprechen« – belohnt. Es begann mir bald Spaß zu machen, mich in dieser Fertigkeit zu üben. Außerdem lernte ich zu schätzen, dass die frisch vorgetragenen romantischen Anträge bestätigten, dass meine Bemühungen, so weit wie möglich als ›normale Person‹ am alltäglichen Leben teilzunehmen, offenbar recht erfolg-

reich waren. Zumindest wurde ich definitiv nicht als unantastbarer Fremdkörper angesehen.

Vor allem mit solchen Bekannten, mit denen ich mich über forschungsstrategische Teilnahmebemühungen hinaus einfach gut verstand und mit denen ich deshalb besonders viel Zeit verbracht habe, entfiel nach und nach die Notwendigkeit, mich selbst, mein Forschungsvorhaben und die Beschränktheit meiner Geldmittel und meines Einflusses immer wieder aufs Neue erklären zu müssen; und auch der mir zunächst uneingeschränkt zugewiesene Kuriositäts- und Attraktionswert ließ in ihren Augen merklich nach. Zugleich erwarteten sie weiterhin von mir, dass ich im Rahmen meiner Möglichkeiten half, wenn meine Unterstützung benötigt wurde. Ich habe zahlreiche Arztbesuche, Medikamente, Schulgeld und -materialien, nahezu alltäglich Nahrungsmittel und ab und an auch ›Luxusgüter‹ wie ein neues T-Shirt, einen neuen BH, Cola, Bier oder das Eintrittsgeld für einen schickeren Nachtclub bezahlt. Selbst wenn es nicht von mir erwartet worden wäre, wäre es ohnehin völlig undenkbar gewesen, solche Unterstützung nicht zu leisten. Schließlich konnte ich nicht einerseits am alltäglichen Leben meiner Bekannten teilnehmen wollen und andererseits die Augen vor Hunger, Krankheit und materieller Not verschließen, die ich zumindest ein wenig abmildern konnte. Mit einigen wenigen Freunden aus Bo Town stehe ich bis heute in Kontakt und versuche weiterhin auszuhelfen, so gut ich kann.

2.3.2 Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner

In vielen Fällen habe ich diejenigen, die ich im Zuge meiner Teilnahmebemühungen näher kennenlernte und mit denen ich mich ohnehin regelmäßig unterhielt, schließlich auch formal interviewt; so beispielsweise den Händler Mr. Kandehe, neben dessen Kiosk ich gewohnt habe, und die Friseurin Adama, die mich gleich bei einem meiner ersten Rundgänge durch Bo Town auf ihre zugleich als Friseursalon fungierende Veranda einlud und die ich fortan fast täglich besucht habe. Solche Interviews kamen in vielen Fällen dadurch zustande, dass meine Bekannten mich explizit dazu aufforderten, sie zu interviewen. Sie nutzten die Interviews dann, um mir bei laufendem Aufnahmegerät noch einmal dezidiert auseinanderzusetzen, was bereits in vielen vorhergehenden Gesprächen ausführlich diskutiert worden war. Obwohl ich ihnen nicht verschwiegen habe, dass Dissertationen nur selten größere Leserkreise erreichen, empfanden sie die Interviews erklärtermaßen als Möglichkeit, den Menschen in der *western world* von ihren Lebensverhältnissen zu berichten.

Viele meiner Bekannten haben mir zudem geholfen, weitere Interviewkontakte zu knüpfen. In dieser Hinsicht ist insbesondere die Unterstützung hervorzuheben, die ich von ehrenamtlichen Mitarbeitern der lokalen NGO *Bo Peace and Reconciliation Movement* (BPRM) erhalten habe. Sie haben mich bei den Gewerkschaften der Lehrer und der Kleinhändler sowie im Büro der *bike riders* (der Motorradtaxifahrer-Organisation) und bei den *car wash boys* (die für ein kleines

Entgelt die Motorräder der *bike riders* waschen) vorgestellt, so dass ich dort jeweils erste Kontakte knüpfen konnte. Das Konzept von BPRM – beziehungsweise das der britischen NGO *Conciliation Resources*, die BPRM mit aufgebaut und jahrelang finanziert hat – bestand darin, ehrenamtliche Mitarbeiter aus verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen als sogenannte Peace Monitors auszubilden und einzusetzen. Jeweils innerhalb ihres sozialen Zuständigkeitsbereichs (etwa unter Lehrern, Kleinhändlern oder auch in der lokalen ›Exkombattanten-Szene‹, zu der sowohl die *bike riders* als auch die *car wash boys* gezählt werden) sollten sie als Ansprechpartner fungieren, untereinander Informationen austauschen und im Konfliktfall vermitteln. Für den Informationsaustausch untereinander wurden im BPRM-Büro wöchentliche Versammlungen abgehalten. Darüber hinaus diente das BPRM-Büro, das nach dem Auslaufen der Finanzierung durch *Conciliation Resources* mittlerweile geschlossen worden ist, den ehrenamtlichen Peace Monitors als Treffpunkt, an dem sie miteinander Zeit verbringen und die wenigen bezahlten BPRM-Mitarbeiter zudem ab und an um eine kleine finanzielle Hilfe bitten konnten. Das BPRM-Büro bot so auch für mich stets einen interessanten Anlaufpunkt, an dem ich Bekannte treffen, mich unterhalten und ihren Gesprächen lauschen konnte.

Ganz besonders unterstützt hat mich zudem Mohammed, der mich in dem Dorf Kwelu vorgestellt, mich dort bei seiner Familie untergebracht und mich bei meinen Besuchen in Kwelu stets begleitet hat. Mit Mohammed hatte ich zuvor bereits mehrere Monate unter einem Dach gewohnt: Ich wohnte in Bo Town zur Miete in einem Zimmer im Haus eines wohlhabenden Geschäftsmanns, der selbst in Freetown lebte. In den übrigen Zimmern wohnten der Neffen meiner Krio-Lehrerin (der mir das Zimmer vermittelt hatte), Khadija, die Freundin des Hausbesitzers, ihr Bruder Alex (beide waren aus ihrer Heimatstadt Freetown zum Studium an der *Njala University* nach Bo Town gekommen; ihr Studium wurde ihnen von Khadjas *boyfriend*, dem Hausbesitzer, finanziert) und eben Mohammed. Mohammed war im Auftrag des Hausbesitzers als Hausmeister und Koch tätig und erhielt im Gegenzug freie Unterkunft, Verpflegung und ab und an etwas Geld.

In einigen Fällen wurden meine Bekannten auch selbst aktiv und stellten mich Personen vor, von denen sie fanden, dass ich sie treffen und mit ihnen sprechen sollte. Sheriff beispielsweise, ein ehemaliger RUF-Kämpfer und ein Nachbar der Friseurin Adama, stellte mich dem *chairman* (dem Anführer oder Verantwortlichen) einer Gruppe von Straßenkindern vor. Um nur noch ein weiteres Beispiel zu nennen: Joe, ein arbeitsloser IT-Fachmann, den ich im Zuge seiner Arbeitssuche im BPRM-Büro kennenlernte, gab sich mir gleich bei unserem ersten Gespräch als stolzer *Kamajor* zu erkennen,²⁷ und er bestand darauf, dass ich auch

27 | Ich bezeichne Joe ganz bewusst als *Kamajor* und gerade nicht als ehemaligen *Kamajor*, weil die während des Krieges vollzogene Aufnahme in die *Kamajor*-Geheimgesellschaft (auf die ich in Kapitel 5 ausführlich eingehe, siehe 5.1.5 und 5.1.6) zumindest von der

ehemals mächtige und einflussreiche *Kamajor*-Größen treffen und interviewen müsse – was ich mit seiner Unterstützung dann auch getan habe.

Insgesamt ist es mir mithilfe meiner Bekannten so gelungen, tatsächlich ein breites Spektrum an Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern zu gewinnen, so wie ich es von vornherein als Zielvorgabe angedacht hatte. Dies allerdings mit einer wichtigen Ausnahme: Zumindest soweit ich mir darüber bewusst bin, habe ich nicht auch nur mit einer einzigen ehemaligen Kämpferin gesprochen, wobei ich nicht ausschließen kann, dass ich von der einen oder anderen Interview- und/oder Gesprächspartnerin nur nie etwas über ihre Kämpferinnenvergangenheit erfahren habe. Mehrere Studien, die in der Nachkriegszeit in unterschiedlichen Landesteilen durchgeführt worden sind, zeigen übereinstimmend auf, dass ehemalige Kämpferinnen und Kämpfer aus Angst vor Diskriminierung oft darum bemüht sind, ihre Vergangenheit geheim zu halten.²⁸ Während einige meiner männlichen Bekannten mir aber dennoch von ihren Kämpfervergangenheiten berichtet haben, hat sich mir keine einzige Frau als ehemalige Kämpferin zu erkennen gegeben.

2.3.3 Formale Interviews und informelle Gespräche

Ebenso wie wenn ich neuen Bekannten mein Forschungsinteresse vorstellte, habe ich es auch in Interviews vermieden, Gewalterwartungen oder gar Gewaltbereitschaften von mir aus sofort direkt anzusprechen. Meine Einstiegsfrage lautete stattdessen meist: Was denkst du/was denkt ihr über den Frieden in Sierra Leone? (Auf Krio: *Aw yu/una see de pis nar Salone?*) Gefolgt von: Wo siehst du/wo seht ihr Probleme, die den Frieden in Sierra Leone möglicherweise gefährden? (Auf Krio: *Yu/una see problems we get potential for puell de pis nar Salone?*) Anknüpfend an die jeweiligen Antworten, die oft bereits Gewalterwartungen enthielten, habe ich dann aus der Interviewsituation heraus um genauere Ausführungen und Erklärungen gebeten und im Anschluss oft meine eigenen Vermutungen, Beobachtungen und Interpretationen zur Diskussion gestellt. Wann immer die Rede im Verlauf von Interviews und Gesprächen auf den Krieg kam, habe ich dies zudem nicht abgebrochen, sondern die Gelegenheit genutzt, um mehr über die Kriegserfahrungen meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner in Erfahrung zu bringen und Nachfragen zum Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt zu stellen.

Der Unterschied zwischen formalen Interviews und informellen Gesprächen ist auf Grundlage der bisherigen Darstellungen vermutlich längst klar geworden.

Grundidee her lebenslange Zugehörigkeit impliziert, die in Friedenszeiten allenfalls ruhen darf. In Joes Fall war es zudem so, dass er die *Kamajors*/CDF idealisierte und sich auch weiterhin mit dem *Kamajor*-Sein identifizierte (siehe ausführlicher unter 6.1.8).

28 | Vgl. etwa Shepler (2002: 119), Mooy (2007: 16), Peters (2007: 13), Coulter (2009: 161ff.), Boersch-Supan (2009: 37-38).

Nur zur Sicherheit will ich ihn trotzdem noch einmal ausschreiben: Der Unterschied bestand in meiner Feldforschung darin, dass formale Interviews im Vorhinein verabredet und in den meisten Fällen mit den beiden gerade genannten Leitfragen von mir eingeleitet wurden, während informelle Gespräche ohne explizite Verabredung und oft – aber nicht immer – von meiner Seite ungeplant und spontan zustande kamen. Beispiele für informelle Gespräche, die von meiner Seite *nicht* ungeplant und spontan zustande kamen, sind die meisten Gespräche mit Daniel Tucker, dem ehemaligen *chairman* der *bike riders* von Bo Town. Tucker hatte gleich bei unserem ersten Kennenlernen erklärt, er habe kein Interesse daran, mir ein Interview zu geben. Interviews seien aus seiner Sicht eine unangenehme Form der Kommunikation. Er lud mich jedoch ein, ihn jederzeit besuchen zu kommen, und bot an, dass wir uns dann gerne »einfach unterhalten« könnten. Ich bin dieser Einladung mehrfach gefolgt und habe mich dann bemüht, von Tucker Antworten auf Fragen zu erhalten, die ich mir zuvor zurechtgelegt hatte.

Insofern sie mir relevant erschienen, habe ich informelle Gespräche und ebenso auch Beobachtungen während der Feldforschung stets so zeitnah wie möglich dokumentiert. Spätestens abends habe ich mir jeden Tag Zeit genommen, um Gespräche und Beobachtungen festzuhalten, aus denen sich dann oft auch allgemeinere Einsichten (etwa zu »typisch weißen« Zuschreibungen und romantischen Anträgen) und neue Fragen ergaben. Niedergeschrieben habe ich sie meist entweder in meinem angemieteten Zimmer oder auf Adams Veranda oder im BPRM Büro, wo ich Generatoren-Strom zur Verfügung hatte, um meinen Laptop aufzuladen.²⁹ Die so dokumentierten Gespräche und Beobachtungen machen zusammen mit den Interviews das insgesamt gesammelte empirische Material aus, das mir nach der Feldforschung dann zur Auswertung zur Verfügung stand.

2.3.4 Sprachliche und formale Darstellung des gesammelten Materials

Fast alle Interviewpartnerinnen und -partner haben mir die Erlaubnis gegeben, unsere Interviews aufzunehmen, so dass mir die meisten der insgesamt geführten 39 Einzel- und 13 Gruppeninterviews³⁰ für die Auswertung im Wortlaut vorla-

29 | Die »reguläre« Stromversorgung (das so genannte *government light*) war in Bo Town während meiner Feldforschung nahezu nicht existent, was sich mittlerweile aber gebessert haben soll – wenigstens für diejenigen, deren Häuser überhaupt an das Stromnetz angeschlossen sind.

30 | Gruppeninterviews habe ich in Bo Town meist als Einstiegsgespräche geführt, die dann häufig zu Einzelinterviews oder zu Gelegenheiten für informelle Gespräche geführt haben. In Kwelu hingegen waren meine offiziell vereinbarten Interviewtermine grundsätzlich als Gruppeninterviews angelegt, zu denen das ganze Dorf eingeladen wurde; nicht etwa, weil ich dies so gewollt hätte, sondern weil in Kwelu die Auffassung herrschte, von solchen offiziellen Terminen solle niemand ausgeschlossen werden.

gen. Ebenfalls fast alle Interviews (und alle informellen Gespräche) wurden in der sierra-leonischen Verkehrssprache Krio geführt, die gerade in größeren, ethnisch gemischten Städten wie Bo Town von den meisten Menschen verstanden und gesprochen wird. Selbst in Kwelu konnte ich mich auf Krio verständigen, wobei dort untereinander nahezu ausschließlich Mende gesprochen wird. In Bo Town hingegen ist Krio auch im Alltag gebräuchlich, neben Mende und anderen Sprachen. Da Krio sich in ›eingeeinglishter‹ Form gut wiedergeben lässt – es ist ein Englisch-orientiertes Kreol mit Einflüssen aus dem Portugiesischen sowie aus zahlreichen westafrikanischen Sprachen (vgl. Richards 1996: 71-72) –, habe ich die Interviews bei der Transkription direkt ins Englische übertragen und zitierte Auszüge aus ihnen hier ebenfalls durchweg auf Englisch. So kann insgesamt mehr von dem erhalten bleiben, was tatsächlich gesagt wurde, als es nach einer Übersetzung ins Deutsche der Fall wäre. Englische Begriffe, die ich im Fließtext kleingeschrieben kursiv hervorhebe, beispielsweise *rebel war*, *western world*, *chief* und *chairman*, werden genau so oder zumindest sehr ähnlich auch auf Krio verwendet. Auch Interviewauszüge werden zur unmissverständlichen Kennzeichnung kursiv hervorgehoben; so sollen sie schon auf den ersten Blick von Zitaten aus Sekundärliteratur unterscheidbar sein. Die Namen der Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner, die ich im Text angebe, sind überwiegend Pseudonyme. Die Ausnahmen sind Adama, Dumbuya, Mohammed und Sheriff, die in der vorliegenden Arbeit mit ihren echten Namen vertreten sein wollten, sowie der ehemalige *chairman* der *bike riders* von Bo Town, Daniel Tucker, der mir auf Nachfrage hin erlaubt hat, die Darstellung unserer Gespräche mit seinem echten Namen zu verknüpfen.

Im Anhang wird eine Auflistung der insgesamt geführten Interviews und Gruppeninterviews sowie der im Text zitierten informellen Gespräche bereitgestellt. Darin werden außerdem, soweit bekannt, Angaben zu der jeweiligen ethnischen Zugehörigkeit meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner nachgetragen, die ich im Text nur selten anführe. Sie sind für meine Darstellungen meist nicht relevant, da ich in dem gesammelten empirischen Material keine Hinweise auf Zusammenhänge zwischen ethnischer Zugehörigkeit und Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen gefunden habe. Die in der Auflistung nachgetragenen Angaben sollen dennoch wenigstens einen Überblick über die zwar Mende-dominierte, aber nichtsdestotrotz gemischte Zusammensetzung meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner geben. Zudem wird in der Auflistung, ebenfalls soweit bekannt, angegeben, wann und woher Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner gegebenenfalls erst im Verlauf des Krieges oder in der Nachkriegszeit nach Bo Town gekommen sind. Diese Angaben, die ich im Text ebenfalls oft ausspare, sind vor allem als Hintergrundinformationen mit Blick auf die hypothesenhafte Verallgemeinerung relevant, die ich in Kapitel 6 für die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen formuliere und die ich dann auch in der Prozessvorstellung ihres Entstehens und Fortbestehens fortführe (siehe ausführlicher oben 2.2).

2.4 DIE STRUKTUR DES FORSCHUNGSPROZESSES: DREI ARBEITSSCHRITTE

Der Forschungsprozess für die vorliegende Arbeit, in dem die Feldforschung nur einen, allerdings einen ganz besonders zentralen Teilarbeitsschritt ausgemacht hat, war in drei aufeinander aufbauende Arbeitsschritte gegliedert, die ich zeitlich nacheinander ausgeführt habe: die Erarbeitung konzeptioneller und theoretischer Grundlagen (1), das Sammeln und Auswerten des empirischen Materials (2) und schließlich die Zusammenführung von Theorie und Empirie in der Prozessvorstellung (3). Im Folgenden stelle ich diese drei Arbeitsschritte und die in ihnen enthaltenen Teilarbeitsschritte in ihrem zeitlichen Ablauf überblickartig dar und zeige auf, wie genau jeder einzelne von ihnen darauf ausgerichtet war, zur Beantwortung mindestens einer der beiden zentralen Fragen der vorliegenden Arbeit beizutragen: Was für unfriedliche Beziehungen – zwischen wem? worum geht es? – lassen sich auf Basis des gesammelten empirischen Materials und in konfrontativem Abgleich mit der Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie empirisch definieren? Und: Können diese empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen theoretisch konsistent und empirisch plausibel als Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verstanden werden, die vom Krieg übrig bleiben?

Im ersten Teilarbeitsschritt des ersten Arbeitsschritts (der Erarbeitung konzeptioneller und theoretischer Grundlagen) habe ich anknüpfend an Überlegungen zur Charakterisierung und Unterscheidung von Frieden, Unfrieden und Krieg des Friedens- und Konfliktforschers Harald Müller (2003) das Konzept unfriedlicher Beziehungen entwickelt. Das Konzept liefert eine abstrakte Beschreibung von sozialen Beziehungen, in denen die Möglichkeit von Gewalt in Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen unmittelbar gelebt wird; und es bietet mit dieser abstrakten Beschreibung zugleich eine Art analytische Schablone für die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen. Daran anschließend habe ich mir als nächstes die Frage gestellt, wie genau es zunächst einmal theoretisch denkbar wäre, dass nach kriegerischer Gewalt gegen die Zivilbevölkerung unfriedliche Beziehungen fortbestehen, bei denen es sich um prozesshafte Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerische Gewalt handeln würde. Als Antwort habe ich dann noch vor der Feldforschung eine auf Basis der Sozialtheorie Pierre Bourdieus bereits in sich theoretisch konsistente, aber empirisch noch *provisorische Prozessvorstellung* formuliert, für die ich – aus Mangel an bereits vorstellbaren Alternativen – an der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung festgehalten habe. Oder anders formuliert: Ich habe die bourdieusche Sozialtheorie in der Formulierung der provisorischen Prozessvorstellung genutzt, um theoretisch konsistent auf Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ›hinzudenken‹, wobei ich die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie dann zugleich in das zu präziser

Beschreibung zwingende Konzept unfriedlicher Beziehungen übertragen habe. Es ging mir mit der provisorischen Prozessvorstellung darum, auf Basis des bereits Vorstellbaren eine Art Probeergebnis der vorliegenden Arbeit zu entwerfen, von dem ich allerdings von vorneherein erwartet habe, dass es im Forschungsprozess zumindest modifiziert oder womöglich sogar ganz verworfen werden würde.

Die Sozialtheorie Pierre Bourdieus habe ich explizit vor dem Hintergrund und mit Blick auf die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie ausgewählt. Sie bietet eine theoretische Sprache, in der sich die dauerhaft denk- und handlungsleitenden Konsequenzen prägender Erfahrungen besonders gut denken und beschreiben lassen. Eben deshalb erschien sie mir besonders geeignet, um mit ihr die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen aufzugreifen, in der andauernde Gewaltbereitschaften (aufseiten der Exkombattanten) und andauernde Gewalterwartungen (aufseiten der Zivilbevölkerung) auf radikal unterschiedliche Kriegserfahrungen zurückgeführt werden. Wie ich oben bereits dargestellt habe, lassen sich zwar schon mit einem flüchtigen Blick auf die verfügbare Sekundärliteratur und DDR-Statistiken erhebliche Schwachstellen in dieser Annahme aufdecken (siehe oben 2.1.2); da ich mir vor der Feldforschung aber dennoch auch selbst nichts konkret anderes als Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung vorstellen konnte, musste ich – um mir überhaupt eine Vorstellung machen zu können – zumindest provisorisch zunächst auch an dieser Annahme festhalten. Ähnlich ging es mir auch mit Blick auf die geschlechtsspezifische Opfer-Intuition: Einerseits wollte ich ehemalige Kämpferinnen nicht einfach mit in die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie integrieren; andererseits wusste ich aber auch nicht, wie ich sonst mit ihnen umgehen sollte. Deshalb habe ich sie in der provisorischen Prozessvorstellung letztlich ganz außen vor gelassen – ebenso wie es auch in der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung tendenziell der Fall ist (siehe oben 2.1.3).

Im weiteren Forschungsprozess fungierte die provisorische Prozessvorstellung dann als selbstdisziplinierende Maßnahme, die mich nicht vergessen ließ, dass auch ich mir zunächst nichts anderes als Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung hatte vorstellen können; und die mich zudem dazu anhielt, entdeckte Abweichungen möglichst präzise und konsistent in der theoretischen Sprache der bourdieuschen Sozialtheorie darzulegen und nachvollziehbar zu machen. Dabei musste ich mit der Möglichkeit leben, dass die bourdieusche Sozialtheorie womöglich an ihre Grenzen stoßen und sich für die Formulierung abweichender Einsichten letztlich als ungeeignet erweisen würde. Es war nicht auszuschließen, dass ich über die Feldforschung womöglich Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen entdecken würde, die sich absolut nicht sinnvoll im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie interpretieren und ausdrücken lassen würden. Aber selbst wenn dies eingetreten wäre – was nicht der Fall war –, hätte die provisorische Prozessvorstellung wenigstens insofern ihren Zweck erfüllt, als ich dann in syste-

matischer und nachvollziehbarer Weise, nämlich ausgehend von den deutlich gewordenen theoretischen Grenzen, nach einer geeigneteren theoretischen Sprache hätte suchen können.³¹

Im zweiten Arbeitsschritt (Sammeln und Auswerten des empirischen Materials) habe ich über Feldforschung empirisches Material gesammelt, auf dessen Grundlage unfriedliche Beziehungen dann zwar nicht unmittelbar identifiziert, aber *empirisch definiert* werden konnten. Unfriedliche Beziehungen lassen sich insofern eher definieren als identifizieren, als nicht davon ausgegangen werden kann, dass Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner ihren eigenen Alltag entlang des Konzepts unfriedlicher Beziehungen wahrnehmen und analytisch präzise Auskunft über Form und Inhalt unfriedlicher Beziehungen geben können. Dies hat rein gar nichts damit zu tun, dass ausgerechnet Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partnern kein analytisches Denken zuzutrauen wäre. Vielmehr betrachten Menschen – soziale Akteure – die Realität, in die sie alltäglich verstrickt sind und die sie als Normalität empfinden, generell nur selten und dann meist nur ausschnittsweise aus analytischer Perspektive; und meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner stellten in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar. Sie haben mir zwar Auskunft über ihre Gewalterwartungen und, in seltenen Fällen, über ihre Gewaltbereitschaften gegeben und ich konnte zuweilen sogar beobachten, wie Gewalterwartungen ihr alltägliches Handeln prägen. Aber dass Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zusammengenommen unfriedliche Beziehungen ›ergeben‹, beziehungsweise dass sie sich analytisch zu unfriedlichen Beziehungen mit einer bestimmten Form und einem bestimmten Inhalt kombinieren lassen, wird so nicht wahrgenommen und hätte deshalb auch nicht direkt abgefragt werden können (etwa entlang von Fragen wie: Zwischen wem bestehen denn hier unfriedliche Beziehungen und worum geht es in ihnen inhaltlich?). Dies mindert den analytischen Nutzen des Konzepts unfriedlicher Beziehungen in keiner Weise, der darin besteht, dass es sozialen Beziehungen, in denen die Möglichkeit von Gewalt unmittelbar gelebt

31 | Um die Darstellung des Forschungsprozesses hier nicht über das absolut Notwendige hinaus aufzublähen, stelle ich an dieser Stelle nicht noch ausführlich dar, dass ich vor der Feldforschung genau genommen sogar zwei provisorische Prozessvorstellungen formuliert habe, um mir unterschiedliche ›Denkwege‹ offen zu halten und die Wahrscheinlichkeit, dass eine praktikable Theorie dabei sein würde, zu erhöhen. Die zweite Prozessvorstellung basierte auf der Sozialtheorie von James Coleman, also auf einem soziologischen Rational Choice Ansatz. Mit dieser zweiten Prozessvorstellung hatte ich zudem versucht, schon vorab und rein theoriebasiert eine leichte Variation der Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung zu formulieren. Nachdem ich nach der Feldforschung noch eine Zeitlang versucht hatte, auch diese zweite provisorische Prozessvorstellung weiter zu nutzen (vgl. Menzel 2010), habe ich sie schließlich doch restlos verworfen. Im Abgleich mit dem gesammelten empirischen Material machte sie schlicht keinen Sinn mehr.

wird, eine abstrakte Gestalt gibt und so zugleich ein Werkzeug schafft, anhand dessen solche Beziehungen empirisch definiert werden können. Es handelt sich dabei nur eben nicht um ein lokales, sondern um ein analytisches Konzept, mit dem lokal empfundene Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zu einem Bild zusammengefügt werden können, das von den unmittelbar Betroffenen und Beteiligten nicht zwangsläufig wahrgenommen wird.

Für den Prozess der empirischen Definition stellten die unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung – zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung – den zentralen gedanklichen Ausgangspunkt dar. Bei der Gestaltung des Definitionsprozesses habe ich mich zudem grob an einer von dem Soziologen Jo Reichertz formulierten Anregung orientiert, empirisches Material als »Wetzstein« zu nutzen, um bestehende Vorstellungen daran »umzuschleifen« (Reichertz 2003: 89): Im Definitionsprozess wurden unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung in konfrontativem Abgleich mit dem gesammelten empirischen Material in mehreren Durchläufen so lange immer wieder angepasst und umformuliert (>umgeschliffen-), bis schließlich neue Definitionen von Form und Inhalt unfriedlicher Beziehungen entstanden waren, *die auf das ganze gesammelte empirische Material »passen«*; die also im Abgleich mit allen Interviews, Gesprächen und Beobachtungen plausibel sind. Zwar hatte ich mir bereits während der Feldforschung ein ungefähres Bild von den unfriedlichen Beziehungen gemacht, die so im Ergebnis empirisch definiert werden konnten. Durch den systematischen Definitionsprozess wurde dieses Bild aber noch vervollständigt und präzisiert.

Im dritten Arbeitsschritt (der Zusammenführung von Theorie und Empirie) habe ich die im Definitionsprozess hervorgebrachten Abweichungen zwischen den unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung und den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zunächst noch einmal detailliert herausgearbeitet und festgehalten. Im Anschluss daran wurden dann letzte Vorbereitungen für die Formulierung einer *empirisch modifizierten Prozessvorstellung* getroffen: einer >empirisch verbesserten< Version der provisorischen Prozessvorstellung, die das Entstehen und Fortbestehen der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel nachzeichnen können soll. Diese letzten Vorbereitungen bestanden darin, dass ich zwei Plausibilitätsproben durchgeführt habe, die sekundärliteraturbasiert klären sollten, ob es sich bei den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen grundsätzlich überhaupt um Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt handeln kann; wäre dies nicht der Fall gewesen, hätte es nämlich mehr Sinn gemacht, die provisorische Prozessvorstellung – die von vornherein im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ansetzt – gleich zu verwerfen und ganz von vorn anzufangen, statt erst noch Modifizierungen an ihr vorzunehmen. Die Plausibilitätsproben bestanden darin, dass ich in wissenschaftlicher Sekundärliteratur zur Vor- und zur unmittelbaren Nachkriegszeit nach Hinweisen darauf gesucht habe, dass die

empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen womöglich bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben – oder erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sind. Mir kam für die Plausibilitätsproben zugute, dass nicht nur der Krieg in Sierra Leone viel akademische Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat; noch dazu gibt es reiche Bestände an Studien zur Vorkriegs- und erst recht zur Nachkriegszeit, wobei letztere oft Peacebuilding-fokussiert sind und die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie von vornherein als ›gegeben‹ hinnehmen.³²

Allerdings sind sekundärliteraturbasierte Plausibilitätsproben auch auf Basis einer vergleichsweise reichhaltigen Literaturlage unvermeidbar mit der Möglichkeit blinder Flecken behaftet. Obwohl ich im Ergebnis keine Hinweise darauf ausmachen konnte, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben oder erst im Nachkriegskontext entstanden sind, kann in letzter Konsequenz nicht ausgeschlossen werden, dass es solche Hinweise *hätte geben können*. Womöglich fehlen sie nur, weil sie von den jeweiligen Autorinnen und Autoren nicht bemerkt wurden; oder weil sie ihnen vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Forschungsinteressen und leitenden Annahmen nicht relevant und deshalb nicht oder zumindest nicht ausführlich erwähnenswert schienen. Ich habe die für die Plausibilitätsproben herangezogenen Arbeiten deshalb akribisch selbst nach nur angedeuteten Hinweisen durchsucht, wodurch die Möglichkeit blinder Flecken aber immer noch nicht restlos ausgeschlossen werden kann. Eine Alternative zu sekundärliteraturbasierten Plausibilitätsproben hätte – allerdings nur auf den ersten Blick – darin bestehen können, Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner dazu zu befragen, wann die unfriedlichen Beziehungen ihrer Auffassung nach entstanden sind. Historisch-narrative Interviews sind allerdings tatsächlich nur dann eine geeignete Methode, wenn davon ausgegangen werden kann, dass die Befragten bewusst an den Prozessen mitgewirkt haben, zu denen sie Auskunft geben sollen. Nur wenn dies der Fall ist, steht zu erwarten, dass sie sich an diese Prozesse bewusst erinnern und Auskunft über sie geben können (vgl. Küsters 2006: 30). Solche Auskunftsfähigkeit kann beispielsweise mit einiger Sicherheit vorausgesetzt werden, wenn diejenigen, die aktiv an der Organisation sozialer Bewegungen oder auch bewaffneter Gruppen beteiligt waren, zum Entstehen ihrer jeweiligen Bewegung oder Gruppe befragt werden. Mit Blick auf unfriedliche Beziehungen, die erst in der vorliegenden Arbeit aus analytischer Außenperspektive definiert werden, hätten historisch-narrative Interviews hingegen von vornherein

32 | Nach Einschätzung des Westafrikaforschers Mike McGovern ist der Krieg in Sierra Leone vermutlich sogar der am ausführlichsten erforschte Krieg im post-kolonialen Afrika: »The war in Sierra Leone is probably the most studied of any in post-colonial Africa, and the quality of the analyses, some of which strongly disagree among themselves, has been high. Moreover, this literature has built upon a strong foundation of Sierra Leone and Upper Guinea Coast ethnography [...]« (McGovern 2011b: 323).

keinen Sinn gemacht. Sekundärliteraturbasierte Plausibilitätsproben blieben somit als zwar nicht optimale, aber immer noch beste Option übrig, um zu einer begründeten Einschätzung des Entstehungszeitraums der empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zu gelangen.

Im Ergebnis konnte ich sekundärliteraturbasiert keine Hinweise darauf finden, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben oder erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sind. Vielmehr kann sekundärliteraturbasiert begründet davon ausgegangen werden, dass sie – zumindest zu erheblichen Anteilen – tatsächlich im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt entstanden sind. Ausgehend von diesem Ergebnis habe ich im nächsten und letzten Teilarbeitsschritt dann die empirische Modifizierung der provisorischen Prozessvorstellung durchgeführt: Anhand des gesammelten empirischen Materials und überwiegend sekundärliteraturbasierter Einsichten zum Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt habe ich sie so umgeschliffen, dass im Ergebnis eine neue, auf die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen zugeschnittene Prozessvorstellung entstand, die ihr Entstehen und Fortbestehen sowohl theoretisch konsistent als auch empirisch plausibel nachzeichnet.

2.5 INHALTLICHER AUFBAU DER ARBEIT

Der inhaltliche Aufbau der Arbeit ist eng an den Ablauf des Forschungsprozesses angelehnt. Im nachfolgenden Kapitel 3 wird entsprechend als erstes das Konzept unfriedlicher Beziehungen dargelegt, für dessen Entwicklung ich an Überlegungen des Friedens- und Konfliktforschers Harald Müller (2003) zur Charakterisierung und Unterscheidung von Frieden, Unfrieden und Krieg angeknüpft habe. Müllers Überlegungen werden in dem Konzept dann allerdings in dreierlei Hinsicht modifiziert und ergänzt: Erstens wird eine Mikroperspektive eingeführt; zweitens wird eine analytische Unterteilung in Form (zwischen wem?) und Inhalt (worum geht es?) vorgenommen; und drittens wird die konzeptionelle Vorgabe formuliert, dass Gewaltbereitschaften und/oder Gewalterwartungen, die unfriedliche Beziehungen konstituieren, sich stets dadurch auszeichnen sollen, dass sie auf empirisch illegitime Gewalt bezogen sind.

In Kapitel 4 beschreibe ich entlang der beiden zentralen bourdieuschen Konzepte – *Habitus* und *Feld* – zunächst, wie soziale Realität aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie grundsätzlich aussieht und »funktioniert«. Im Anschluss wird dann die provisorische Prozessvorstellung ausformuliert, die ich dabei von der Grundidee her so belasse, wie ich sie im Forschungsprozess bereits vor der Feldforschung formuliert habe.³³ Vorab will ich hier nur einen kurzen Ausblick

33 | Die Änderungen, die ich seitdem vorgenommen habe, haben sich ausschließlich dadurch ergeben, dass ich im Laufe des Forschungsprozesses meine Bourdieu-Lektüre fort-

geben: Aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie bewegen Akteure sich in sozialer Realität, indem sie sich in den meisten Situationen intuitiv an über Erfahrungen erlernten und verinnerlichten Wissensbeständen – an Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata – orientieren, die ihr Handeln nach Art »praktischer Hypothesen« (Bourdieu 1993: 101) anleiten, ohne dass sie darüber erst noch nachdenken müssen. Solche verinnerlichten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata prägen soziale Akteure in sämtlichen Facetten und Aspekten ihres Denkens und Handelns; und sie bleiben häufig auch dann wenigstens noch eine Zeit lang unverändert oder kaum verändert bestehen, wenn sich die Bedingungen, unter denen sie einmal erfahrungsvermittelt erlernt und verinnerlicht worden sind, bereits verändert haben (vgl. etwa Bourdieu/Wacquant 2006: 164). Auf die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie »hingedacht« lässt sich mit dieser Veränderungsträgheit (die Bourdieu als »Hysteresis«-Effekt bezeichnet, vgl. Bourdieu/Wacquant 2006: 164) begründen, wie und weshalb Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen fortbestehen, wenn kriegerische Gewalt bereits beendet ist: Unter Bedingungen kriegerischer Gewalt verinnerlichte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die aufgrund radikal verschiedener Erfahrungen auf der einen Seite Gewaltbereitschaften (Exkombattanten) und auf der anderen Seite Gewalterwartungen (Zivilbevölkerung) nahelegen, würden dann im Nachkriegskontext weiterhin intuitiv zur alltäglichen Handlungsorientierung herangezogen.

In Kapitel 5 wird ein Überblick über den Verlauf des *rebel war* und über das Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gegeben. Dieser Überblick fällt zwar sehr ausführlich aus, er ist aber dennoch nicht auf »Vollständigkeit«, sondern gezielt daraufhin ausgerichtet, die Darstellung der Feldforschungsergebnisse in Kapitel 6 und die empirische Modifizierung der provisorischen Prozessvorstellung in Kapitel 7 vorzubereiten. Der Überblick basiert überwiegend auf wissenschaftlicher Sekundärliteratur, wird an einigen Stellen aber auch um empirisches Material aus meiner Feldforschung und aus verschiedenen weiteren Quellen ergänzt. Die wichtigsten zusätzlichen Quellen sind ein Report von *Human Rights Watch* (HRW 1999), in dem Berichte von Augenzeugen und Überlebenden über Gewalterfahrungen während eines mehrwöchigen Überfalls auf die Hauptstadt Freetown zusammengetragen sind; die Kriegs-Autobiographie des ehemaligen Kindersoldaten Ishmael Beah (2007), in der dieser gerade auch die Zeit ausführlich schildert, in der er noch als Nicht-Kämpfer unter Bedingungen kriegerischer Gewalt ums Überleben gerungen hatte; und ein für die internationale NGO *No Peace Without Justice* erstelltes »conflict-mapping«, das den Verlauf kriegerischer Gewalt auf Basis von insgesamt 400 Interviews, die in verschiedenen Landesteilen geführt wurden, jeweils separat für alle 14 sierra-

gesetzt habe und die ursprüngliche Idee für die provisorische Prozessvorstellung schließlich ausführlicher und präziser ausformulieren konnte, als dies in der ersten, vor der Feldforschung formulierten Version noch der Fall gewesen war.

leonischen Distrikte sowie für die Western Area und Freetown nachzeichnet (vgl. Smith/Gambette/Longley 2004: 9ff.).

In Kapitel 6 stelle ich mein gesammeltes empirisches Material zunächst ausführlich dar, bevor ich dann die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen formuliere. Der erste Teil der Darstellung ist schwerpunktmäßig den Gewalterwartungen meiner Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner gewidmet, die unabhängig von ihrem Alter, Geschlecht, ihren aktuellen Tätigkeiten, ihrem sozioökonomischen Status und ihrer ethnischen Zugehörigkeit nahezu keine Variation aufweisen. Die in dem gesammelten empirischen Material enthaltenen Gewalterwartungen sind vielmehr einhellig auf sozioökonomisch marginalisierte männliche Jugendliche und junge Männer bezogen, die als »verroht« (*rough*) gelten und zudem verdächtigt werden, ehemalige Kämpfer zu sein. Im zweiten Teil der Darstellung liegt der Fokus auf diesen »gefährlichen jungen Männern«. Es wird geschildert, wie sie leben, wie sie die ihnen entgegengebrachten Gewalterwartungen einschätzen und wie die wenigen, die mir gegenüber Gewaltbereitschaften eingeräumt haben, diese Gewaltbereitschaften begründet haben. Vor dem Hintergrund des so aufbereiteten und geschilderten empirischen Materials wird dann die empirische Definition unfriedlicher Beziehungen formuliert. Um nur einen kurzen Ausblick zu geben: Die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bestehen zwischen einer Klasse von Wachsamern (die ausnahmslos alle meine Interview- und Gesprächspartnerinnen und -partner umfasst) und einer Klasse »gefährlicher junger Männer«, die orientiert an einer speziellen *Ästhetik der Gefährlichkeit* – einer Vorstellung davon, woran Gewaltbereite zu erkennen sind – pauschal für gefährlich gehalten und verdächtigt werden, ehemalige Kämpfer zu sein. Sie werden in den Augen wachsamer Betrachterinnen und Betrachter also quasi »exkombattisiert«. Allerdings sind »gefährliche junge Männer« weder notwendigerweise ehemalige Kämpfer noch notwendigerweise tatsächlich gewaltbereit – aber auch sie sind Wachsame.

In Kapitel 7 werden in einem ersten Schritt die Abweichungen aufgezeigt und detailliert festgehalten, die im Vergleich der unfriedlichen Beziehungen der provisorischen Prozessvorstellung (zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung) mit den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen in Form und Inhalt sichtbar werden. Über Abweichungen in Form und Inhalt hinaus wird in diesem Vergleich zudem deutlich, dass die Gewaltbereitschaften, die einige wenige Interview- und Gesprächspartner mir gegenüber eingeräumt haben, nicht so erfasst und interpretiert werden können, wie es in der provisorischen Prozessvorstellung auf Basis der bourdieuschen Sozialtheorie für sie angedacht ist. Während die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Gewalterwartungen insgesamt plausibel in das Bild verinnerlichter Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata passen, an denen soziale Akteure ihr Handeln intuitiv ausrichten, ist dies für die eingeräumten Gewaltbereitschaften definitiv nicht der Fall. Bei ihnen handelt es sich vielmehr um reflektierte Haltungen, die mit der Erwartung begründet werden, dass über Gewaltbereitschaften

ten Gelegenheiten für sozioökonomischen Aufstieg erschlossen oder zumindest kurzfristige Linderungen der eigenen Misere erreicht werden können. Allerdings lassen sich auch reflektierte Haltungen im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie erfassen und ausdrücken, ohne dass dabei ein Konsistenzbruch entstehen würde: Aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie führen soziale Akteure zwar den Großteil ihrer alltäglichen Handlungen intuitiv an verinnerlichten Wissensbeständen orientiert aus, sie sind aber grundsätzlich auch zum Nachdenken und bewussten Handeln fähig (wäre dies nicht der Fall, ließe sich beispielsweise auch gar nicht nachvollziehen, wie Sozialtheorien zustande kommen sollten; sie können schließlich nur von bewusst nachdenkenden Akteuren entwickelt werden). Zugleich werden aus bourdieuscher Perspektive selbst hochgradig reflektierte Tätigkeiten stets auf Basis verinnerlichter Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata ausgeführt, die demnach auch bewusstem Nachdenken und Handeln stets vorgelagert sind. Sie liefern gedankliche Anknüpfungspunkte und Überlegungsgrundlagen, die nicht ständig und nie alle auf einmal reflektiert werden können (siehe ausführlich unten 4.1.2). Die in den empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen enthaltenen Gewaltbereitschaften lassen sich in diesem Sinne als Haltungen verstehen, die orientiert an verinnerlichten Wissensbeständen dazu, wie sozioökonomischer Aufstieg für marginalisierte Jugendliche und junge Männer in Sierra Leone ›realistischer Weise‹ überhaupt erreichbar ist, bewusst beschlossen werden. Sie können treffend als reflektierte Bereitschaften zu gewalttätiger »sozialer Navigation« beschrieben werden (»social navigation«, Vigh 2006: 12ff., 117ff.). Das »social navigation« Konzept hat der Anthropologe Henrik Vigh auf Basis von Feldforschung in Guinea Bissau und sowohl anknüpfend an als auch in Abgrenzung zur bourdieuschen Sozialtheorie formuliert (vgl. Vigh 2006). Wie ich in Kapitel 7 ausführlich erläutern und diskutieren werde, trifft »soziale Navigation« die inhaltliche Ausrichtung der Gewaltbereitschaften nahezu perfekt; wobei ich allerdings nicht mit den Abgrenzungen zur bourdieuschen Sozialtheorie konform gehe, die Vigh mit dem Konzept verknüpft.

Als nächstes schildere ich ausführlich die Ergebnisse der beiden Plausibilitätsproben, in denen ich sekundärliteraturbasiert nach Hinweisen darauf gesucht habe, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen womöglich bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben oder erst in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstanden sind. In der Plausibilitätsprobe mit Blick auf die Vorkriegszeit wurde der Fokus für die Suche nach Hinweisen auf Arbeiten gelegt, in denen sogenannte *political violence* in der post-kolonialen Vorkriegszeit (1961 bis 1991) behandelt wird und/oder in denen ein spezielles Milieu thematisiert wird, dessen Angehörige sich – laut einer von mehreren sierra-leonischen Autoren vertretenen Kriegsinterpretation – bereits in der Vorkriegszeit durch Gewaltdispositionen ausgezeichnet haben sollen (vgl. etwa Abdullah 1998; 2002; Kandeh 1999; Rashid 2004; Gberie 2004). Mit Blick auf die frühe Nachkriegszeit wurde der Fokus auf Arbeiten gelegt, in denen lokale Reaktionen auf Peacebuilding-Maßnahmen beschrieben und analysiert werden. Besonderes Au-

genmerk habe ich dabei auf Studien gelegt, die sich mit Reaktionen auf die nach Kriegsende eingesetzte Wahrheits- und Versöhnungskommission beschäftigen (vgl. etwa Kellsal 2005; Shaw 2005; 2007; Stovel 2008; Coulter 2009). Dabei bin ich von der Annahme ausgegangen, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen – wenn sie denn erst in der frühen Nachkriegszeit entstanden sein sollten – wohl am ehesten infolge nicht-intendierter Wirkungen extern konzipierter Peacebuilding-Maßnahmen entstanden sein könnten (vgl. Campbell 2008: 563; Daxner u.a. 2010: 10ff.). Diese Annahme wird in Kapitel 7 noch ausführlich erläutert und begründet.

Im Ergebnis lassen sich sekundärliteraturbasiert keine Hinweise darauf ausmachen, dass die empirisch definierten unfriedlichen Beziehungen bereits in der Vorkriegszeit in Form und Inhalt identisch bestanden haben oder erst in der frühen Nachkriegszeit infolge nicht-intendierter Wirkungen von Peacebuilding entstanden sind. Das Vom-Krieg-Übriggebliebene an ihnen sind dabei gerade nicht die Bereitschaften zu gewalttätiger sozialer Navigation, die nämlich (zumindest sehr ähnlich) in der Tat bereits für die Vorkriegszeit ausmachbar sind, sondern die Gewalterwartungen gegenüber ›gefährlichen jungen Männern‹ und die Ästhetik der Gefährlichkeit. Zwar sind auch Vorstellungen, in denen männlichen Jugendlichen und jungen Männern pauschal Potentiale für gewaltsame soziale Störungen zugeschrieben werden, bereits für die Vorkriegszeit dokumentiert. Solche Vorstellungen sind in Sierra Leone sogar ethnische Gruppen übergreifend kulturell verankert. Sie kommen beispielsweise in traditionellen Ritualen zum Ausdruck, die der sozialen Zähmung destruktiver Potentiale dienen sollen (vgl. etwa Jackson 1982: 24; Ferme 2001: 200-201; Fanthorpe 2007: 2); sie werden in mündlich überlieferten Erzählungen thematisiert (vgl. Jackson 1982: 96-97; Consentino 2005: 12-14; Carey 2006: 99-102); und in der unmittelbaren Vorkriegszeit waren sie in der städtischen Jugendkultur, die Non-Konformität zelebrierte, stets mit impliziert (vgl. Abdullah 2002; Rashid 2004). Die Gewalterwartungen gegenüber ›gefährlichen jungen Männern‹ unterscheiden sich von diesen kulturell verankerten Vorstellungen jedoch insofern, als sie gerade nicht auf Potentiale, sondern auf als manifest wahrgenommene Bedrohungen bezogen sind, denen demnach alltäglich mit Wachsamkeit begegnet werden muss. Über die Assoziation von ›gefährlichen jungen Männern‹ mit ehemaligen Kämpfern werden diese Bedrohungen zudem mit Erfahrungen und Interpretationen kriegerischer Gewalt verknüpft.

Die empirisch modifizierte Prozessvorstellung, die im letzten Teil von Kapitel 7 ausformuliert wird, zeichnet vor diesem Hintergrund in erster Linie das Entstehen und Fortbestehen der Gewalterwartungen und der Ästhetik der Gefährlichkeit nach. Gewaltbereite soziale Navigation stellt in Sierra Leone hingegen offenbar eine Handlungsoption dar, die nach althergebrachtem Muster und unter andauernd schwierigen Bedingungen für sozioökonomischen Aufstieg immer wieder neu in Erwägung gezogen und von einigen stets auch beschlossen wird.

Im Fazit (Kapitel 8) wird die empirisch modifizierte Prozessvorstellung zu einer allgemeineren Erwartung unfriedlicher Beziehungen zwischen Wachsa-

men und ›Gefährlichen‹ verdichtet, die eine Vorstellungsalternative zur Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie liefert. Im Gegensatz zur Vorstellung von Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ist diese Alternative dann wenigstens an einem empirischen Beispiel – nämlich auf Basis von empirischem Material aus Bo Town und Sekundärliteratur zur Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit in Sierra Leone – ausführlich begründet; und noch darüber hinaus lässt sie im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt folgenreich entstehende Uneindeutigkeit nicht nur zu, sondern macht sie sogar zu ihrem zentralen Ausgangspunkt. Im Anschluss an ihre Formulierung zeige ich drei Forschungsanregungen auf, die sich direkt aus dieser verdichteten Erwartung ergeben, bevor ich dann eine übergreifende Schlussfolgerung formuliere, die sich aus den in der vorliegenden Arbeit insgesamt erarbeiteten Einsichten ableiten lässt: Die vorliegende Arbeit macht beispielhaft deutlich, dass es sich lohnt, bestehende Vorstellungen über Nachkriegskontexte auf den Prüfstand zu stellen – gerade wenn sie offensichtlich plausibel erscheinen und obwohl der stets spürbare Druck, in erster Linie möglichst praxisrelevante Forschung zu Peacebuilding zu betreiben, solche konfrontative Grundlagenforschung eher abschreckt. Aus meinem Forschungsprozess lassen sich zwei vielversprechende Strategien für solche konfrontative Grundlagenforschung ableiten, die ich abschließend noch einmal kurz explizit ausformuliere.